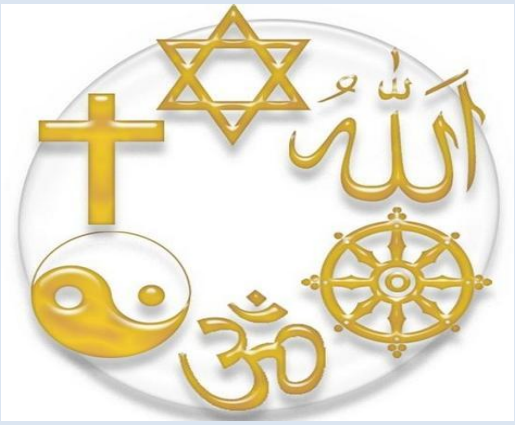
DIALOG DER RELIGIONEN

Eine Veranstaltung des KKH e.V. in Kooperation mit dem Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg

Kurdistan Kultur- und Hilfsverein e.V.
Paul-Lincke-Ufer 44a, 10999 Berlin
Tel: 030-6189207 Fax: 030-6113319
www.kkh-ev.de



Veranstaltungsort:
Kreuzberg-Museum
Adalbertstraße 95 A, 10999 Berlin

Gefördert im Rahmen des Bundesprogramms „VIELFALT TUT GUT. Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie“.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

INHALTSVERZEICHNIS

Veranstaltungen	3
Vorwort	4
Position zum Thema „Dialog der Religionen“	5
1. Die Eziden / Der Glaube der Eziden	6
Religiöses und soziales Leben / Verhältnis zu den anderen Religionen	7
Die Lage der Eziden heute	8
Fragen des Publikums	9
2. Die Alewiten / Rituale und Religiöse Inhalte der Alewiten	10
Theorien zur Entstehung des Alewitismus	11
Fragen des Publikums	12
3. Die Sunniten (Islam) / Grundlagen des Islams	14
Die Islamische Gesellschaft heute	15
Fragen des Publikums	17
4. Die Christen (Armenisch-Apostolische Kirche) /	
Die Geschichte Armeniens und seiner Kirche	19
Die heutige politische und soziale Lage der Armenier	21
Fragen des Publikums	23
5. Die Juden / Jüdisches im Besonderen und Allgemeinem	25
Jüdisches gesetzestreues Leben	26
Judentum ist mehr als Religion	27
Lebenszyklische Ereignisse und Feste	28
Der jüdische Kalender / Igor Chalmiev	29
Fragen des Publikums	31
6. Abschlussdiskussion / Eröffnung	33
Begrüßung durch Berliner Politiker	34
Grußbotschaft Erhardt Körting zur Veranstaltung des	
Kurdistan Kultur – und Hilfsverein e.V. „Dialog der Religionen“	35
Diskussion	37
Schlussrunde	40
Resümee	42

VERANSTALTUNGEN:

1. **Ezidentum**
   Datum: 29.04.2010 um 16.00-19.00 Uhr
   Referenten: Chaukeddin Issa, Halil Savucu
   Moderation: Eda Karabulut
2. **Alewitentum**
   Datum: 20.05.2010 um 16.00-19.00 Uhr
   Referenten: Munzur Cem, Musa Akbaba
   Moderation: Eda Karabulut

3. **Islam (Sunniten)**
   Datum: 03.06.2010 um 16.00-19.00 Uhr
   Referenten: Amir Dr. h.c. Hartmut Mohammed Herzog., M. Imran Sagir
   Moderation: Eda Karabulut

4. **Christentum**: „Die älteste Kirche der Welt“ : armenisch-apostolische Christen
   Datum: 17.06.2010 um 16.00-19.00 Uhr
   Referenten: Dr. Tessa Hofmann,
   Dr. Gerayer Koutcharian
   Moderation: Gülistan Arslan

5. **Judentum**
   Datum: 01.07.2010 um 16.00-19.00 Uhr
   Referenten: Dr. Irene Runge
   Igor Calmiev
   Moderation: Adir Tekin

6. **Finale:** Podiumsdiskussion mit allen Religionsvertretern
   Datum: 06.07.2010 um 16.00-19.00 Uhr

   Gastredner: Bezirksbürgermeister Friedrichshain Kreuzberg Dr. Schulz
   Migrationsbeauftragte Günter Piening

   Referenten: Dr. Irene Runge, Musa Akbaba, Dr. Gerayer Koutcharian, Amir Dr. h.c. Hartmut Mohammed Herzog, Chaukeddin Issa

   Moderation: Adir Tekin

VORWORT

In Berlin, und besonders in Friedrichshain-Kreuzberg, leben Menschen unterschiedlichster Herkunft und religiöser Orientierung zusammen. Dafür ist der Bezirk bekannt. Aber sie wissen oft nicht allzu viel voneinander, und ihr Verhältnis ist nicht immer spannungsfrei. Manchmal ist es auch durch gegenseitige Vorurteile, Misstrauen und Ablehnung gekennzeichnet. Die Medien verstärken diese Tendenzen, indem sie besonders die Probleme mit und zwischen Religionen thematisieren, oft auf plakative Art und Weise.

Die Berührungspunkte zwischen Angehörigen verschiedener Religionen nehmen aber nicht nur auf globaler Ebene zu, sondern auch in unserem Lebensumfeld. Die verschiedenen Konfliktfelder, wie der gemeinsame Schwimmunterricht von Jungen und Mädchen oder der Religionsunterricht, zeigen uns sehr deutlich, dass wir uns einer Auseinandersetzung mit kultureller und religiöser Andersartigkeit nicht entziehen können. Wir müssen Wege finden, um zu einem neuen Verständnis von Partikularität und Pluralismus zu gelangen. Wichtig für das friedliche Miteinander der verschiedenen Religionsgemeinschaften in unserer Gesellschaft sind Kenntnisse über die religiösen Grundlagen, Bräuche und Traditionen des Anderen. Diese Kenntnisse helfen uns, Erfahrungen objektiv zu betrachten und zu verstehen.

Weil wir davon überzeugt sind, dass sich Vorurteile und Spannungen durch Kenntnis voneinander und Gespräch miteinander abbauen lassen, haben wir Vertreter verschiedener Religionen dazu eingeladen, ihren Glauben vorzustellen und Fragen dazu zu beantworten. Der Dialog ist für die Intellektuellen der Religionsgemeinschaften eine Möglichkeit, den eigenen Standpunkt weiterzuentwickeln und sich anderen Auffassungen anzunähern oder sich von ihnen abzugrenzen. Dieses erweiterte Wissen fließt dann wieder in die Gemeinden, Kirchen, Synagogen und Moscheen zurück. Es soll dazu beitragen, das Denken und Handeln von Menschen anderer Religionszugehörigkeit besser zu verstehen und damit der Entstehung von Konflikten vorbeugen.

Der Kurdistan Kultur- und Hilfsverein leistete dazu seinen Beitrag, indem er in seiner Veranstaltungsreihe „Dialog der Religionen“ Vertretern verschiedener Religionsgemeinschaften eine Plattform zur Selbstdarstellung und zur Beantwortung von Fragen geboten hat. In einer Abschlussdiskussion kamen alle zusammen, um gemeinsam über Möglichkeiten und Grenzen eines interreligiösen Dialogs zu diskutieren. Die Anwesenden waren stets eingeladen, sich zu beteiligen. In dieser Broschüre wird über die Veranstaltungen berichtet.

POSITION ZUM THEMA „DIALOG DER RELIGIONEN“

Die Religion nimmt zu Beginn des 21. Jahrhunderts im öffentlichen Leben einen wichtigen Bereich ein und ist mittlerweile von großer identitätsstiftender Bedeutung.
In unseren zunehmend pluralistisch geprägten Gesellschaften ist eine Verstärkung des interreligiösen Dialogs und der interreligiösen Zusammenarbeit erforderlich, um religiösen Konflikten vorzubeugen.

Die Berührungspunkte mit Angehörigen verschiedener Religionen nehmen nicht nur auf globaler Ebene zu, auch unser Umfeld wird heterogener. Die verschiedenen Konfliktfelder, wie der gemeinsame Schwimmunterricht von Jungen und Mädchen oder der Religionsunterricht, zeigen uns eindeutig, dass wir uns einer Auseinandersetzung mit kultureller und religiöser Andersartigkeit nicht mehr entziehen können.

Wir müssen Wege finden, um zu einem neuen Verständnis von Partikularität und Pluralismus zu erreichen. Wichtig für das friedliche Miteinander der verschiedenen Religionsgemeinschaften in unserer Gesellschaft sind Kenntnisse über die religiösen Grundlagen, Bräuche und Traditionen des Anderen. Denn diese Kenntnisse helfen uns, Erfahrungen objektiv zu betrachten und zu verstehen. Genau hier versuchen wir, der KKH e.V, anzusetzen und unseren Beitrag dazu zu leisten.

Der Vorstand

Berlin, 06.07.2010

1. DIE EZIDEN

Die erste Veranstaltung der KKH e.V.-Gesprächsreihe „Dialog der Religionen“ fand am 29.4.2010 im Kreuzberg-Museum, Adalbertstr.95, statt. Der Geologe, Religionsforscher und Dolmetscher Chaukeddin Issa, Verfasser eines Buches über das Ezidentum und der Sozialpädagoge Halil Savucu, der durch seine Arbeit mit Berliner ezidischen Jugendlichen in Kontakt zum KKH e.V. kam, referierten über das Ezidentum. Die Veranstaltung wurde von Eda Karabulut vom KKH e.V. moderiert.
Als erstes sprach Chaukeddin Issa über Identität und Religion der Eziden. Das erste Gebot der Eziden sei es, andere Menschen so zu akzeptieren, wie sie sind. Anschließend stellte er das Ezidentum vor.

DER GLAUBE DER EZIDEN

Das Wort „Ezide“ stammt vom kurdischen „*az da*“ (ich schuf) ab; die Eziden haben als erste Religionsgemeinschaft an einen Gott geglaubt. . Sie nennen ihn „*Ez da*“ oder „*xode*“ und besingen ihn in Psalmen. Ein Psalm lautet:“O allmächtiger, du bist mein Schöpfer, du bist über allen, du hast 1001 Namen, aber der schönste ist „xode“ Die Eziden sind Kurden, ihre Psalmen sind in kurdischer Sprache gehalten. Neben Gott verehren sie Tawusi Melek. Dieser ist der Vertreter des allmächtigen Gottes auf Erden. Im Namen „tawus“ ist das griechische Wort „theos“ (Gott) enthalten; das Wort „melek“ (König) stammt aus dem Aramäischen. Die Verehrung Tawusi-Meleks ist 4-5000 Jahre alt. Die Sonne ist für die Eziden ein Zeichen Gottes und wird als Sheikh Shems verehrt; auch die vier Elemente Wasser, Erde, Feuer und Luft werden von den Eziden angebetet. Der Reformator Sixadi (Sheikh Adi) brachte das Ezidentum in seine heutige Form. Das zentrale Heiligtum der Eziden ist Lalish im Nordirak. Die Zugehörigkeit zum Ezidentum ist seit tausenden von Jahren erblich; Mission ist verboten, weil bereits die Absicht, zu missionieren, Anhänger anderer Religionen beleidigt. Kriege können auf Missionierung beruhen!

Einen Widersacher Gottes, eine böse Macht, gibt es nicht, deshalb ist bereits die Erwähnung des Bösen eine Gotteslästerung. Jeder Mensch trägt aber Böses in sich selbst, kann Gutes von Bösem unterscheiden und ist für sein richtiges, gutes Handeln verantwortlich“. Im Ezidentum gibt es zwei Heilige Bücher, das „Schwarze Buch“ (*Meshefa Resh*) und die „Offenbarung“ (*Kiteba Celwe*), von wem diese verfasst wurden, ist aber unsicher. Authentische Texte sind sie nicht. Nach einer ezidischen Legende bat ein Maronit, Anastasi Mari, einen Aramäer, die Bücher zu kopieren. Anschließend stahl er die Originaltexte und brachte sie nach Paris oder in den Vatikan. Nach der Schöpfungsgeschichte der Eziden entstand das Universum aus einer Perle, die von Gott zertreten wurde. Issa wies auf die Ähnlichkeit zur heutigen wissenschaftlichen „Urknall“-Theorie hin, wenn

man das Zerplatzen der Perle mit einer großen Explosion, durch die das Universum entstanden ist, vergleicht.

RELIGIÖSES UND SOZIALES LEBEN

Ein Kastenwesen existierte bereits vor den Reformen des Sixadi. Es bestand zunächst aus zwei Kasten, den *Murid*en (Schülern) und *Pir*s („Wegweisern"/Lehrern). Sixadi führte im 12 Jahrhundert als dritte Kaste die *Sheikh*s ein. Die drei Kasten sind untereinander endogam. Das Kastensystem und die Endogamie retteten den Eziden, die oft von Muslimen verfolgt wurden, ihre Existenz. Berechtigt zu Reformen des Ezidentums ist heute der Religiöse Rat in Lalish. Einen Unterschied zwischen Mann und Frau kennt das Ezidentum nicht; es gibt ein ezidisches Sprichwort „Ein Löwe ist ein Löwe, egal ob Mann oder Frau". Die Frau ist im ursprünglichen Ezidentum sogar stärker gestellt als der Mann, sie darf erben und bestimmt über das von ihr in die Ehe eingebrachte Vermögen. Dies ist in Dörfern ohne Islam auch heute noch der Fall: bei der Trennung vom Mann darf die Frau ihr Vermögen behalten, auch die Mehrehe ist verboten. In den 1940er Jahren vertrat eine Frau sogar das weltliche Oberhaupt der Eziden in Bagdad. Die Benachteiligung der Frau ist ein Ergebnis der orientalischen Kultur, das nicht dem Ezidentum anzulasten ist.

Die wichtigsten religiösen Feiern sind der „*Carsamba Sor*" (Roter Mittwoch) am ersten Mittwoch im April, an dem das neue Jahr gefeiert wird, ein Fest zu Ehren Tawusi-Meleks und das *Ida-Ezi*-Fest zur Wintersonnenwende, vor dem eine dreitägige Fastenzeit liegt. Gefastet wird von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang; in dieser Zeit darf keine Nahrung und kein Tabak konsumiert werden. Darüber hinaus gibt es freiwillige Fastenperioden von je 40 Tagen im Sommer und im Winter. Der Mittwoch ist nach ezidischer Überlieferung der Tag der Schöpfung. Tawusi-Meleks. Neben dem Roten Mittwoch gibt es auch einen schwarzen Mittwoch, der ein Unglückstag ist. Man weiß aber nicht, welcher Mittwoch das ist. Deshalb war der Mittwoch bei den Eziden früher ein arbeitsfreier Tag.

VERHÄLTNIS ZU ANDEREN RELIGIONEN

Die Eziden wurden häufig von fanatischen Muslimen verfolgt, am schlimmsten waren die Verfolgungen im Osmanischen Reich. Auch muslimische Kurden, wie der Fürst Mir Mohammed Rawanduzi, beteiligten sich an den Verfolgungen oder organisierten sie sogar.
Eziden halten das Töten grundsätzlich für eine Sünde, deshalb ist ihnen das Tragen von Waffen verboten. Weil alle Menschen ein Stück Göttliches in sich tragen, ist es bereits Gotteslästerung, einen anderen Menschen anzuspucken! Die Behauptung der Alewiten, die Eziden seien an der Ermordung Alis, des Schwiegersohns Mohammeds, beteiligt, ist deshalb falsch. Der Kalif Yazd Mu'awiyya, dem diese Tat zur Last gelegt, war kein Ezide, seine Mutter war vielleicht Kurdin. Dennoch sind die Eziden keine Nachkommen oder Nachfolger dieses Kalifen

Die Eziden können ihre Feste manchmal nicht offen feiern, weil sie ihre Religion vor den Muslimen verbergen müssen. So wurden die Eziden des Autonomen Gebiets Kurdistan (Nordirak) von dessen Regierung gebeten, „dezent" zu feiern, um keine Anschläge von Al-Quaida zu provozieren. Vorher

ging ein Anschlag im Shingal (Sindjar)-Gebiet im Nordirak am 14. August 2007, als bewaffnete Terroristen einen Autobus kaperten, die ezidischen Fahrgäste erschossen, die Muslime und Christen aber am Leben ließen. Die Eziden im Irak fürchten sich seitdem aus Angst vor Anschlägen davor, Großstädte zu betreten. Es gibt aber auch Beispiele für ein friedliches Zusammenleben von Muslimen und Eziden. So gab es in der Region Urfa kurdische Stämme, die zur Hälfte aus Muslimen und zur Hälfte aus Eziden bestanden. Der Großvater Chaukeddin Issas kämpfte in einer von den Franzosen in Syrien aufgestellten militärischen Einheit zusammen mit den christlichen Soldaten gegen die Osmanen. Eine Verbindung zwischen Ezidentum und Zoroastrismus lehnten die beiden Referenten ab: die Verehrung der vier Elemente, die Sonne als Gott und Tawusi Melek gebe es im Zoroastrismus nicht; auch seien die Bestattungsriten anders. Das Ezidentum sei älter als der Zoroastrismus. Die Debatte über die Verwandtschaft beider Religionen sei parteipolitisch motiviert.

DIE LAGE DER EZIDEN HEUTE

Der nächste Referent, Halil Savucu, verglich die Eziden mit einer Nachtigall, die in der Unterdrückung durch Osmanen und Muslime wie in der Gefangenschaft gelebt habe. Sie habe dort ihre Lieder, Flügel und Federn verloren. Erst in der Migration in Deutschland wurde der Käfig geöffnet: Die Eziden konnten sich jetzt frei entfalten und waren nicht mehr gezwungen, sich „fremde“, kurdische oder arabische Federn anzuziehen. Das Ezidentum ist die Urgeschichte des kurdischen Volks: die älteste Weltanschauung der Kurden und mehr eine Lebensphilosophie als eine Religion. Dennoch waren die Eziden einer doppelten Verfolgung durch Muslime und auch durch Kurden ausgesetzt. Ihre Siedlungsgebiete decken sich mit denen des kurdischen Volks. Heute leben etwa 50.000 Eziden in Armenien und Georgien, 80.000 im Autonomen Kurdistan im Irak, etwa 500.000 im Übrigen Irak, besonders in Shingal, 20-30.000 in Syrien. In der Türkei leben von früher mehreren zehntausend Eziden im Gebiet um Urfa, Mardin und Batman nur noch 360.

Die Religion wird in erster Linie mündlich überliefert. Weil der Mensch direkt mit Gott kommunizieren kann, sollen Institutionen keine Macht ausüben. Deshalb haben die beiden Oberhäupter der Eziden, das weltliche und das geistliche, sowie der Religiöse Rat in Lalish keine Befehlsgewalt über die Gläubigen. Auch die höheren Kasten können über die niedrigen nicht bestimmen. „Unberührbare“ wie im Hinduismus gibt es nicht.

Das Böse ist in der ezidischen Philosophie untrennbar mit dem Guten verbunden. Gott hat, wie das Feuer, positive und negative Eigenschaften. Er erschuf auch das Böse. Deshalb ist die Erwähnung des Bösen Gotteslästerung. Das Gute, das Paradies für Eziden ist das Feiern von Festen und die Geburt von Kindern. Die Hölle ist das Töten von Menschen wegen ihrer Religion.

FRAGEN DES PUBLIKUMS

Im Anschluss beantworteten die beiden Referenten Fragen aus dem Publikum. Mehrere Fragen betrafen die Regeln und Tabus der ezidischen Gesellschaft, besonders das Endogamiegebot, und ihre Rolle bei Konflikten mit der deutschen Gesellschaft. Savucu antwortete, dass die kurdischen Jugendlichen. neben den „normalen“, alterstypischen Konflikten spezielle Konflikte haben, die auf das Leben „zwischen Welten und Werten“ zurückzuführen sind. Alle orientalischen Gesellschaften seien autoritär, die Älteren und die Klanführer entscheiden über das Leben der Jüngeren und der Frauen. Das Kollektivsystem der orientalischen Familie habe die institutionalisierte Sozialkompetenz in den westlichen Ländern ersetzt. Mit dem Wertekonflikt zwischen beiden Systemen seien viele kurdische und türkische Eltern überfordert. Unterschiede zwischen Eziden und Nicht-Eziden bei Fehlzeiten in der Schule oder Gewaltsamkeit gebe es aber nicht, Regelverstöße würden bei „Ausländern“ jedoch immer mehr auffallen. Das Ziel der Plattform Ezidischer Celler sei es, Eziden und Nichteziden zusammenzubringen, um den kulturellen Kontakt zu intensivieren. Er Savucu, habe auch schon gute Erfolge bei der Konfliktberatung deutscher Eltern gemacht. Eine Diskutantin verwies auf das geringe Wissen über die ezidische Religion, auf das sie bei ezidischen Jugendlichen gestoßen sei: das einzige bekannte Gebot sei das Endogamiegebot. Zur Endogamie und zum Verbot von Konversionen zum Ezidentum verwiesen die Referenten auf das Leben in islamischen Ländern, wo Apostasie, Abkehr vom Islam, lange mit dem Tod bestraft worden sei. Ein Übertritt von Muslimen zum Ezidentum hätte dort ein Kriegsgrund sein können. Demgegenüber steht aber die Gefahr des Aussterbens der Religionsgemeinschaft durch Endogamie. Ein plötzliches Aufheben der Endogamie in Deutschland könne, auch mit Blick auf das geringe religiöse Wissen vieler Eziden, zum Zerfall der Religionsgemeinschaft führen. Auch fehlen Regeln für einen Übertritt zum Ezidentum und die Rückkonversion von Fremdverheirateten; der Religiöse Rat hat hierüber noch nicht entschieden. Hier fallen Eziden nicht negativ aus dem Rahmen. Die religiösen Programme im Fernsehen seien, mit Ausnahme von Kurd-Yek, politisch beeinflusst und könnten zur religiösen Erziehung deshalb nichts beitragen. Die meisten ezidischen Jugendlichen bezeichnen ihre Identität heute als „kurdisch“, erst nach der Frage auf ihre Religion antworten sie „Ezide“. Das Bekenntnis zu kurdischen Nation erfolgte erst durch die Aktivität der Kurdenparteien, vorher hätten die Eziden sich als Türke, und damit automatisch als Muslim, bezeichnet.

2. DIE ALEWITEN

Thema der zweiten Veranstaltung war die Religionsgemeinschaft der Alewiten. Sie wurde von dem in Berlin geborenen Mediengestalter Musa Akbaba und dem aus Dersim stammenden Schriftsteller und Philologen Munzur Cem vorgestellt. Zu Beginn erläuterte Eda Karabulut von KKH den Zweck der Veranstaltung: durch die Vorstellung der religiösen Inhalte und Zeremonien des Alewitentums sollen Vorurteile abgebaut werden. Die Alewiten, die 30-40 % der Einwanderer aus der Türkei in Deutschland ausmachen, waren der deutschen Öffentlichkeit nur wenig bekannt, bis sie im Jahr 2007 zum Thema einer Tatort-Folge gemacht wurden, in der ihnen kollektiv Inzest unterstellt wurde - ein in der Türkei und unter türkischen Einwanderern verbreitetes Vorurteil. Die Veranstaltung sollte ein besseres und vollständigeres Bild der Alewiten vermitteln.

Der Musiker Kemal Akgül spielte dann vier Lieder auf der Saz vor, einer Laute mit zwei Saiten, die bei den religiösen Zusammenkünften der Alewiten unverzichtbar ist. Sie gilt als „Sprachorgan“ der Alewiten. Die Lieder waren in Zazaki, Kurmanci und auf Deutsch. Sie besangen Hizir, einen wichtigen alewitischen Heiligen, und das kurdische Newrozfest. Im Lied über Newroz wird die Ankunft des neuen Tages und das Verschwinden Ahrimans, der Verkörperung des Bösen im Zoroastrismus, besungen.

RITUALE UND RELIGIÖSE INHALTE DER ALEWITEN

Hierüber hielt nach der Musik Musa Akbaba den ersten Vortrag, der die anatolischen Alewiten vorstellte (es gibt auch arabische und tscherkessische Alewiten). Für Alewiten ist Glaube eine Angelegenheit des Individuums. Er ist freiwillig und muss sich pragmatisch im Alltag beweisen.

Eine zentrale Rolle nimmt die Cem-Zeremonie (*ayin-i cem)*ein. Voraussetzung für ihren Beginn ist die gegenseitige Akzeptanz der Teilnehmer. Soziale und rechtliche Streitigkeiten unter ihnen sollen deshalb vor Beginn des Cem geklärt werden. Zur Zeit des Osmanischen Reichs ersetzten die Cems in Anatolien manchmal die irdische Gerichtsbarkeit. Wichtig ist, dass die Teilnehmer, die *can* (Seelen) genannt werden, gute Absichten mitbringen. Die Tugenden *edep* und *erkan* müssen gewahrt werden: Man soll sich jederzeit bewusst sein, dass man an einem Gottesdienst teilnimmt. Unter dieser Bedingung können auch Nicht-Alewiten teilnehmen. Die Zeremonie wird von einem *Pir, Raywer* oder *Murshid* angeleitet. Männer und Frauen nehmen gleichberechtigt an ihr teil, was zu vielen Missverständnissen und Gerüchten Anlass gibt. Von zwölf Dienern werden insgesamt zwölf Dienste (*gülbank)* ausgeübt. Die Zahl 12 steht für die Imame, die, bis auf den zwölften, verborgenen Imam, nach dem Glauben der Alewiten alle ermordet wurden. Zu den Klängen der Saz werden Gesänge (*dej)* und Tänze (*semah)* durchgeführt. Alewitische Gelehrte und Dichter, wie Pir Sultan Abdal, werden zitiert und gepriesen. Ziel des Cem ist der Weg

des Teilnehmers zum eigenen Ich. Dort wird er finden, was er sucht. Am Ende der Zeremonie, nach der Verrichtung der zwölf Dienste, werden von allen Teilnehmern gemeinsam mitgebrachte Speisen verzehrt.

Im Monat Muharrem,. der nach der islamischen Zeitrechnung wechselt, werden zur Erinnerung an die Schlacht von Kerbela, bei der Imam Hussein den Tod fand, zwölf Tage gefastet. Diese Fastenzeit wird mit einem *Ashure-Cem* beendet. Dabei wird die Süßspeise *ashure* zubereitet und es werden Lämmer und *Lokma* als Opfer gegeben. In Dersim in Zentralanatolien gibt es au0erdem das *kale garram*-Fest.

Eine wichtige Rolle für die Alewiten spielt der Glaube an den altanatolischen Heiligen Hizir. Dieser ist ein wichtiger Schutzpatron für alle, die in höchster Not nach ihm rufen. Er ist verborgen und kann in Gestalt verschiedener Personen auftreten; deshalb ist Gastfreundschaft für Alewiten verpflichtend: Jeder Gast kann der verborgene Hizir sein.

Ein wichtiges Ritual im Leben jedes Alewiten ist das *musahiplik,* die Wegbruderschaft: Zwei Ehepaare sprechen sich hierbei gegenseitig Vertrauen aus und geloben, ihr Leben lang alles miteinander zu teilen. Dieses feierliche Gelöbnis, der *ikrar,* findet im Rahmen eines Cems statt. Auch die *kirve,* die Beschneidungspatenschaft, verbindet zwei Ehepaare, die sich nahestehen. Beide Zeremonien werden von einem *Pir* vorgenommen.

THEORIEN ZUR ENTSTEHUNG DES ALEWITISMUS

Munzur Cem sprach anschließend zunächst über die heutige Lage der Alewiten in der Türkei. Dort seien Gespräche über Religion schwierig zu führen, weil es nach der türkischen Staatsdoktrin dort nur eine Nation, die Türken, und nur einen Glauben, den sunnitischen Islam, gebe. Der türkische Staat wolle die Alewiten auf diese türkische Staatsreligion hin orientieren und versuche, den Alewitismus als „türkischen Islam“ zu deuten. Trotzdem wurde seit 1983 eine Debatte über das Alewitentum geführt. Die Alewiten stellten eigene theologische Forschungen über die Wurzeln und Elemente ihrer Religion an, deren Ergebnis Munzur Cem im Folgenden präsentierte. Danach seien die Alewiten kein Volk, sondern eine eigenständige Religion, die in der iranischen Kultur wurzelt. Sie enthalte vorislamische und vorchristliche Elemente. Ähnlichkeiten zu altiranischen, persischen und ägyptischen Religionen wiesen auf eine Heimat der Alewiten im nördlichen Mesopotamien. In Chorasan, im Osten des heutigen Iran, seien sich iranische und indische Religionen begegnet und Gedankengut der indischen Religionen sei nach Vorderasien eingedrungen. Die Grundlagen des Zoroastrismus lägen im westlichen Iran. 200 n.Chr. erhoben die Sassaniden diesen zur Staatsreligion. Der Zoroastrismus sei dann durch Mazda und Mani reformiert worden, die auch soziale und politische Programme formuliert hätten. Mit der Abschaffung des Privateigentums seien diese Vorboten des heutigen Kommunismus gewesen. Im Zuge der Ausbreitung des Islams wurde Chorasan von den Muslimen angegriffen; dessen Kalif Chorasani wurde getötet. Unter Führung des Kurden Nazar flohen Bewohner Chorasans nach Kleinasien, wo sie von den Byzantinern aufgenommen wurden. Ein Teil floh nach Süden ins Zweistromland, hieraus seien die Eziden hervorgegangen. Auch die Würdenträger der libanesischen Drusen seien deshalb iranischer

Abstammung. Die Beziehung zwischen Eziden und Alewiten sei gutnachbarlich. Das Alewitentum enthalte ezidische und zoroastrische Elemente. Alewiten, Eziden und Kaka'i (Ahl-eHaqq) seien kurdische Religionen, obwohl es auch tscherkessische und arabische Alewiten, die ihre Tradition konsequent verheimlichen wollten, gebe. Es gebe aber inhaltliche Unterschiede zwischen kurdischen und türkischen Cems. Außerdem habe das Alewitentum Parallelen zum orthodoxen Christentum, so feierten alewitische und sogar sunnitische Kurden das Weihnachtsfest, den 25. Dezember.
Der Bektaschismus sei ein Teil des Alewitentums, keinesfalls sei dieses aus dem Bektaschismus hervorgegangen. Dessen Begründer, Haci Bektas Veli, sei kein Türke gewesen, sondern habe sich selbst als Araber bezeichnet. Er habe Frieden gewollt, trotzdem sei sein Gedankengut 200 Jahre nach seinem Tod zur Kolonialisierung des Balkans durch die Janitscharen wiederbelebt und verbreitet worden.

FRAGEN DES PUBLIKUMS

Aus dem Publikum wurde zunächst nach möglichen Ursprüngen des Alewitismus im Schamanismus gefragt. Diese These lehnten die Referenten ab: Das Alewitentum sei im Westiran entstanden, der

Schamanismus habe dabei keinen Einfluss gehabt. Weiter wurde gefragt, wie Alewiten sich heute identifizieren, insbesondere gegenüber dem Islam. Die Antwort lautete, dass es Wechselwirkungen zwischen Alewitismus und Islam gebe, wie an der Verehrung der Imame Ali, Hassan und Hussein deutlich werde, das Alewitentum habe aber mit dem Islam nur wenig zu tun. Die Alewiten glaubten nicht an die Scharia, liebten aber den Imam Ali, weil dieser ihr Schutzpatron sei. Ali verkörpere auch eine Opposition innerhalb der islamischen Welt. Die Dersim-Alewiten verehrten die Sonne als Zeichen Gottes im Himmel. Dieser Glaube habe vorislamische Ursprünge. Auch der Kult um Fatima, die Mutter Hassans und Husseins, habe keine Parallelen im Islam. Die heute starke Prägung der Alewiten durch den schiitischen Islam sei eine Mimikry gewesen: Unter starkem Türkisierungsdruck und ohne Zugang zu Bildung habe man die Verehrung Alis als Deckmantel gebraucht, um sich selbst positionieren zu können. Wenn alewitische Jugendliche heute Alis Schwert „Zülfikar“ als Erkennungszeichen trügen, mit dem der Islam ausgebreitet worden sei, sei dies ein Zeichen für ein doppeltes Integrationsproblem: gegenüber der islamischen und deutschen Gesellschaft. Die Eziden hätten mit dem Mord an Ali nichts zu tun, wie oft behauptet wird; sie seien im Gegenteil bei den Kriegen nach Mohammeds Tod selbst massakriert worden.
Eine Konversion zum Alewitismus sei aus traditioneller Sicht nicht möglich. Weil der Alewitismus aber Verstand, Logik und Gewissen anspreche, sollte eine Konversion aus heutiger Sicht kein Problem sein. Es gebe Sunniten, die den Alewitismus angenommen hätten. Die Kasten der Alewiten seien *murid, reber, pir* und *murshid;* vor 500 Jahren musste man in seiner Kaste heiraten, dieser Zwang sei heute abgeschafft. Auch jeder *pir* und *murshid* benötigen einen religiösen Führer. Der Alewitismus sei seit dem Übergang des iranischen Schahs Ismail zur Schia im 16. Jahrhundert lange nur durch Gewohnheit weitergereicht worden. Er sei monotheistisch. Gott werde als allmächtig und allwissend vorgestellt. Stätten, die bestimmten Erzengeln heilig sind,

werden besucht. Für die Weitergabe spielten die *pir*s, die geistlichen Wegweiser, eine entscheidende Rolle, weil der Alewitismus keine Buchreligion war. Während das Schicksal des Menschen im Islam eher fremdbestimmt, *kismet*, sei, stünde im Alewitismus der Mensch als handelnde Person im Mittelpunkt. Als höchste Stufe könne der Mensch die Einigkeit mit Gott, *en el haqq,* erreichen; hier gebe es Parallelen zum Sufismus. Die alewitische Theologie mache keinen Unterschied zwischen türkischen, arabischen und kurdischen Alewiten, dies sei eher eine Frage der jeweiligen nationalen Identität. Aus Sicht der Alewiten sollten alle 72 Völker eins sein. Man dürfe auch als Nichtalewit an einem Cem teilnehmen; hier würden jedoch oft „Modell-Cems" geboten, die mit denen in den Ursprungsländern nicht vergleichbar seien. Gebetet werde in Richtung der Sonne. Das Essen von Schweinefleisch sei Alewiten erlaubt, eine Kopfbedeckung sei nicht vorgeschrieben. Alewiten dürften heute Andersgläubige heiraten; es gebe kein Endogamiegebot. Vorgeschrieben sei Monogamie. Die theologischen Vorschriften würden aber nicht immer eingehalten werden; mancherorts gebe es auch die Mehrehe. Das Bekenntnis vieler Alewiten zum Kemalismus wurde mit dem hohen Assimilationsdruck begründet, dem die Alewiten lange ausgesetzt waren. Die Aufklärung über den Genozid im Dersim 1938 werde aber zu einer Entfremdung vom Kemalismus führen. Munzur Cem bezeichnete die Gleichsetzung von Alewiten mit Kemalisten als Propaganda.

Weil Alewitismus Offenheit, Humanismus und Respekt vor allen Menschen bedeute, sei die Stellung der Frau gut. In der Praxis gebe es aber Benachteiligungen, so sei die Ausübung der religiösen Riten immer noch eine Männerdomäne, weil Frauen das notwendige religiöse Wissen fehle. Der Dachverband der deutschen Alewiten bilde aber inzwischen auch Frauen zu religiösen „Wegweiserinnen" (*pir-ana) aus.*

3. DIE SUNNITEN (ISLAM)

Bei der dritten Veranstaltung des KKH e.V. zum Dialog der Religionen stellten Amir Mohammmed Herzog, der Vorsitzende der Islamischen Gemeinschaft deutschsprachiger Muslime, und der Vorsitzende des Vereins „Inssan e.V.“, M. Imran Sagir, den sunnitischen Islam vor und beantworteten anschließend Fragen der Zuhörer.

GRUNDLAGEN DES ISLAMS

Mohammed Herzog berichtete zunächst von seinem eigenen Übertritt zum Islam. Er konvertierte 1979 in Jordanien, nachdem er sich fünf Jahre lang mit den Lehren des Islam beschäftigt hatte. Die Konversion erfolgte, indem er vor zwei Zeugen die „shahada“, das islamische Glaubensbekenntnis, in arabischer Sprache aufsagte. Herzog war in Berlin aufgewachsen und zuvor baptistischer Jugendmissionar. Seine Verwandten wussten damals nicht einmal, was ein „Muslim“ ist. Die in Deutschland verwendete Bezeichnung „Mohammedaner“ lehnte Herzog ab, weil ein Muslim in letzter Instanz an Gott, nicht an Mohammed glaube. Sie gehe auf Martin Luther zurück, der diesen Ausdruck geprägt und den Koran ins Deutsche übersetzt habe, um dessen religiöse Fehlerhaftigkeit zu beweisen.
Das Wort „Islam“ habe zwei Bedeutungen: „Übergabe“ des eigenen Selbst an Gott und „Frieden“. Der Koran nennt den Islam die einzige wahre Religion (Sure 3.30); ohne Christen- und Judentum ist er aber nicht denkbar. Weil eine ganze Reihe von Propheten von Adam bis Mohammed diesen Glauben verkündet hat, sind Juden- und Christentum Bestandteil des islamischen Heilswegs. Zum Muslim, zum Anhänger des Islams, werde man in freiwilligem Gehorsam. Es gebe keine „geborenen“ Muslime; ein freiwilliges Bekenntnis zum Glauben gehöre zum Islam wie die Konfirmation zum protestantischen und die Firmung zum katholischen Christentum. Die bei den meisten Christen übliche Kindertaufe erfolge aus Furcht vor einem Tod des ungetauften Kindes und sei ein Relikt des Aberglaubens. Die Religion (*din*) sei ein Band zwischen Mensch und Gott, aber nicht zwischen Gott und Mensch; denn der Mensch brauche Gott, aber Gott benötige nicht den Menschen. Die „Betriebsanleitung“ für den Glauben sei der Koran, in ihm werde der Glaube vollständig erläutert. Auch die Kulturvorschriften und die Scharia seien Teil des Korans. Die verschiedenen Rechtsschulen sowie die Unterscheidung zwischen Sunniten und Schiiten seien demgegenüber sekundär; in seiner eigenen Beratung für Muslime benutze er sie nicht. Glaube bedeute, sich anzuvertrauen und Gott anheimzustellen. Die wichtigsten Elemente des Islams lassen sich in sechs Grundelementen zusammenfassen: 1. Glaube an *einen* Gott, 2. Glaube an seine Engel, 3. Glaube an seine Bücher: Koran, Thora, Psalmen und Evangelium – wer an eines dieser Bücher nicht glaubt, ist kein Muslim! - 4. Glaube an seine Gesandten: Mohammed, Jesus, Abraham und Moses, 5.Glaube an die Wiederauferstehung der Toten und das Jüngste Gericht, 6. Glaube an die göttliche Vorherbestimmung.
Jeder Gläubige muss die „Fünf Säulen“ des Islams einhalten: 1. das Aussprechen des Glaubensbekenntnisses, der *Shahada*; 2. die Pflichtgebete fünfmal am Tag; vorher muss eine rituelle Reinigung erfolgen; 3.das Fasten im Monat Ramadan, 4. das Entrichten der Almosensteuer „*zakat*“ in Höhe von 2,5 % der jährlichen Ersparnisse, dieses Geld wird für bedürftige Muslime

aufgebracht, nicht aber für Moscheen oder die islamische Geistlichkeit, 5. die Pilgerfahrt nach Mekka (*hadsch)*, sofern Möglichkeiten und Mittel dafür vorhanden sind. Bei Krankheit gebe es Ausnahmen vom Fasten, dann müsse für jeden Tag eine Almosensteuer entrichtet werden. Der Islam kenne, anders als Juden, Christen oder z.B. Hindus, keine religiöse Hierarchie. Imam könne jeder Muslim werden, er soll nur der arabischen Sprache mächtig sein.

DIE ISLAMISCHE GESELLSCHAFT HEUTE

Imran Sager sprach anschließend über die islamische Gesellschaft und ihr heutiges Leben. Er definierte die Religion als Lebensweise: Durch Anschauen und Einhalten der göttlichen Gebote könne der Mensch zum Frieden mit sich selbst, dem Ziel des Islam, gelangen. Der Friede mit sich selbst beziehe Körper, Geist und Seele ein. Die Hygienevorschriften des Islams seien z.B. dem christlichen Europa voraus gewesen; deshalb sei der Umgang mit Wasser in Arabien und Spanien besonders kultiviert worden. Jeder Muslim, auch Frauen, müsse sich um Wissen bemühen Beim Jüngsten Gericht werde jeder Muslim mit vier Fragen konfrontiert: 1.Wie habe ich gelebt? 2. Habe ich Wissen erworben? 3. Wie habe ich mein Geld verdient und eingesetzt? 4. Wie habe ich die Zeit der Jugend verbracht? Das Gebet dient der Selbstreflektion, die Koranlektüre soll auch geistige Auseinandersetzung und nicht nur Auswendiglernen sein. Der Fastenmonat diene der Konzentration auf die geistig-seelische Ebene. Für das Verhältnis zu Nichtmuslimen sei der Satz „Kein Zwang im Glauben!“, der 256.Vers der 2. Sure, entscheidend. Die Scharia werde von den Muslimen heute im Rahmen des Grundgesetzes gelebt, weil auch das Gebet ihr Bestandteil ist; die mediale Darstellung z.B. extremer Körperstrafen sei nicht repräsentativ. Komme man wegen ihrer korrekten Befolgung in extreme Gewissenskonflikte, so sei die Emigration in ein anderes Land empfehlenswert. Das im Islam bestehende Zinsverbot könne durch andere Lösungen umgangen werden, die Weltwirtschaftskrise zeige auch, dass es einen Bedarf nach Alternativen zum jetzigen Bankensystem gebe (islamic banking). Ziel der Almosensteuer sei es, dass Geld nicht gehortet, sondern in den Wirtschaftskreislauf gegeben wird. Ressourcen sollten nicht extensiv genutzt und Tiere geschont werden, dies habe Mohammed z.B. im Umgang mit seinen Pferden praktiziert. Als Beispiel für die Findung islamischer Regeln nannte Sager die Stellungnahme zum Rauchen: Zu diesem Thema gebe es keinen Koranvers oder Hadith. Deshalb sei Nikotinkonsum zunächst Angelegenheit jedes Einzelnen. Weil heute aber die Meinung vorherrscht, alles Gesundheitsschädliche sei verboten, gelte dies auch für das Rauchen. Dessen Ablehnung sei aber nicht allgemein durchgesetzt. Daran sehe man, dass die Scharia dynamisch und auch in der heutigen Gesellschaft lebbar sei. Im Verhältnis zu anderen Religionen sei der Islam nach dem Vorbild Mohammeds tolerant. Nach einer Diskussion Mohammeds mit Christen, die zu ihm kamen, wollten diese ihren Glauben behalten, Mohammed habe das toleriert. Das Fehlverhalten einzelner Muslime ändere daran nichts.
Für die Politik sei der Islam ein Angebot. Wichtig sei in einer islamischen Gesellschaft, dass es keine Herrscherkaste gebe, dass der Herrscher vom Volk bestätigt werde und dass sich die Regierung berate: Eine Alleinherrschaft sei nicht zulässig. Dies sei in der Praxis aber oft anders verlaufen. Das Leben in anderen Gesellschaften sei für Muslime unproblematisch, solange sie ihre religiösen Pflichten ausüben dürften. Im Alltag sei die Religion eher Kultur als Lebensweise.
Der „Dschihad“ sei zunächst eine Anstrengung auf dem Weg der richtigen Lebensweise und bedeute nicht den „Heiligen Krieg“. Z.B. könne auch das Frühaufstehen Dschihad sein. Die Verteidigung unschuldiger Menschen sei Pflicht, die Tötung unschuldiger Menschen sei verboten, und dies gelte auch für den islamistischen Terror. Sager wies darauf hin, dass dessen Opfer überwiegend Muslime sind. Als Ursachen für Terroranschläge nannte er ein schlechtes Islamverständnis und die politische Instrumentalisierung der Religion, aber auch Erregung über

vorhandene Ungerechtigkeiten.
Die Frau sei in der vorislamischen arabischen Gesellschaft kein Mensch, sondern nur eine Ware gewesen. Auch im Christentum sei zur Zeit der Entstehung des Islams diskutiert worden, ob die Frau eine Seele habe. Der Islam habe sie zum ersten Mal als vollwertigen Menschen anerkannt, aber mit speziellen Pflichten. So dürfe die Frau im Islam ihren Privatbesitz in die Ehe einbringen und behalten, während der Mann verpflichtet sei, sein ganzes Einkommen der Familie zur Verfügung zu stellen. Die Mehrehe sei in der arabischen Gesellschaft üblich gewesen. Der Islam erlaube die Ehe mit bis zu vier Frauen gleichzeitig, der Ehemann sei aber verpflichtet, alle gleich zu behandeln. Weil das nicht möglich sei, werde von der Mehrehe abgeraten. Außerdem sei sie in unserer Gesellschaft nicht möglich, weil rechtlich nicht abgesichert. In der westlichen Gesellschaft könnten die Frauen aber Freundinnen ohne Rechte sein, auch stelle sich die Frage, warum es so viele Alleinerziehende gebe. Ehrenmorde und Zwangsehen seien grundsätzlich verboten. Selbstjustiz sei nicht erlaubt, im Fall der ermordeten Hatun Sürücü habe es auch Verurteilungen der Tat in Moscheen bei der Freitagspredigt gegeben. Ehrenmorde geschähen aber auch in anderen Gesellschaften, so gebe es auch im Hinduismus die gezielte Abtreibung von Frauen; auch Zwangsehen kämen auch bei Hindus vor. Die Beschneidung von Jungen sei zwar Vorschrift, eine Genitalverstümmelung bei Mädchen käme aber nicht in Frage. Dies sei auch eher in afrikanischen Gesellschaften ein Problem, in der arabischen Welt hingegen sei es kein Thema. Islamische Gelehrte hätten wiederholt gegen Genitalverstümmelungen Stellung bezogen, die Medien berichteten hier aber nach der Devise „bad news are good news“. Die Integration der Muslime in die deutsche Gesellschaft bezeichnete er als besser als vor 15 Jahren. Der 11. September habe den Blick für viele Probleme geschärft. Auch erkenne Deutschland inzwischen an, dass es ein Einwanderungsland sei.

FRAGEN DES PUBLIKUMS

Nach den Vorträgen stellten die beiden Referenten sich den Fragen des Publikums. Zuerst wurde nach dem Unterschied zwischen Sunniten und Schiiten gefragt. Die Referenten hatten sich auf den sunnitischen Islam beschränkt, weil die meisten Muslime in Berlin Sunniten sind und die Darstellung des schiitischen Islams den Rahmen gesprengt hätte. Die in den „fünf Säulen“ festgelegten Glaubenspflichten hätten Sunniten und Schiiten gemeinsam und könnten sie auch gemeinsam ausüben, eine Trennung nach Konfessionen wie beim christlichen Abendmahl gebe es nicht. Differenzen entstanden aus der Frage, ob die Kalifen aus der Familie des Propheten stammen müssten. Die Sunniten verneinten, die Schiiten bejahten dies. Dann wurde gefragt, ob der Koran in arabischer Sprache verfasst sein müsse. Der türkische Staat versuchte eine Übersetzung ins Türkische, Saudi-Arabien kaufte aber die gesamte Auflage der Bücher auf und vernichtete sie. Das Gebet müsse auf Arabisch gehalten werden, um überall verständlich zu sein, Übersetzungen könnten immer nur ungefähr sein. Religiöse Hierarchien gebe es im sunnitischen Islam, anders als im schiitischen, zwar nicht in der Theorie, aber in der Praxis, dies beruhe auch auf dem Expertentum der Gelehrten. Die Almosensteuer *zakat* sei ausschließlich für Muslime bestimmt, die sich in Not befänden, was aber nicht sein dürfe, wenn alle den Islam leben würden. Es darf darüber hinaus aber auch für Nichtmuslime gespendet werden.

Ein Vertreter der Eziden fragte nach dem Glauben an Paradies, Hölle und Jüngstes Gericht: Aus Sicht der Eziden sei Gott kein Strafrichter. Er verwies auch auf einen Hadith, der selbst bei Bagatelldiebstahl das Abhacken der Hand anordne, was in Saudi-Arabien auch praktiziert werde. Dies sei ungerecht, denn der wahre Islam sollte Liebe sein. Er fragte auch nach den Gründen für den Terror, der im Namen des Islams gegen die Eziden im Nahen Osten verübt werde. Herzog antwortete, Terror sei niemals Islam. Es gebe keinen islamischen Staat, der berechtigt sei, Körperstrafen zu verhängen. In einem islamischen Staat müssten die Muslime zu allen Themen gefragt werden. Sagir stellte fest, dass Muslime eine andere Sicht des Jenseits, von Paradies und Hölle und einem auch strafenden Gott haben als Eziden. Hier sei gegenseitige Toleranz notwendig. Die gegen Eziden verübten Verbrechen seien bedauerlich und zu verurteilen. Es gebe aber auch Angriffe auf Muslime aus anderen Religionsgemeinschaften, so von Hindus oder serbisch-orthodoxen Christen in Bosnien. Die „*hudd*“-Strafen (Körperstrafen wie z.B. Abhacken der Hände) seien nicht aktuell; sie seien ausgesetzt, weil es keine islamische Gesellschaft auf der Welt gebe. Es gebe auch keinen Zwang, sie anzuwenden, z.B. könne die Regel „Tod für Tod“ durch die Zahlung eines Blutgelds aufgehoben werden, schon der Kalif Omar habe dies eingeführt. Man müsse die Religion, die Herzenssache jedes einzelnen Menschen sei, von ihren Missbräuchen trennen. Die Medien würden aber oft nur Negatives berichten.

Gefragt wurde, warum die Muslime die Medien nicht besser zur Aufklärung über ihre Religion ausnutzen und warum eine große öffentliche Distanzierung vom Terror, etwa wie bei den Großdemonstrationen gegen Israels Vorgehen im Gazastreifen, nach islamistischen Terroranschlägen unterbleibt. Herzog sprach den Attentätern des 11. September ab, Muslime zu sein. Er verwies darauf, dass er nach dem 11.9. Morddrohungen und Polizeischutz erhalten habe.

Sagir verwies auf Distanzierungen zahlreicher islamischer Vereine vom Terror. Die Muslime seien nach großen Terroranschlägen selbst geschockt und gingen deshalb nicht auf die Straße, auch würden Demonstrationen gegen Terrorismus nicht helfen. Die Medien nähmen den interreligiösen Alltag oft nicht zur Kenntnis. So gebe es ein jährlich stattfindendes Fußballspiel „Pfarrer gegen Imame“, das von der Anglikanischen Kirche organisiert werde. Normalerweise berichten die Berliner Medien darüber gar nicht, im letzten Jahr war Prinz Charles zu Gast, daraufhin schrieb die „Morgenpost“: „Prinz Charles besucht Migrantenfußball“.
Einer Frau war aufgefallen, dass ihr als Touristin mit Kopfbedeckung in arabischen Ländern mehr Achtung entgegengebracht wird. Sagir wies darauf hin, dass die Bekleidungsvorschriften im Islam auch für Männer gelten und von diesen verlangt wird, beim Kontakt mit Frauen als erste die Blicke zu senken. Kopfbedeckungen seien in arabischen Ländern auch kulturelle Tradition. Bei manchen jungen Frauen, die Kopftücher tragen, sich aber auffallend schminken, zeige sich ein Identitätskonflikt. Auf die Frage, warum er das Wort „Mohammedaner“ als abwertend empfinde, antwortete Herzog, dass es den Islam von Christen und Juden abgrenzen solle, auch werde Mohammed nicht verehrt, sondern nur Gott (Allah). Eine weitere Frage bezog sich auf die Rolle der arabischen Sprache im Islam. Herzog sagte, arabisch solle als Sakralsprache die Einheit der Glaubensaussagen sichern. Seine eigene „shahada“ habe er 1979 in Jordanien in einer ihm unbekannten Sprache abgelegt und dabei mehrmals wiederholen müssen, weil es in Deutschland damals noch keine Moscheen gab. Er habe dabei auch festgestellt, dass das Fasten zu Ramadan in Jordanien kaum eingehalten wurde.
Homosexualität sei laut Koran verboten, es gebe aber Hadithe, die den Menschen in ihrer Privatsphäre Entscheidungsfreiheit einräumen, und hierüber sei eine Erlaubnis vielleicht möglich. Schließlich fragte ein Übersetzer arabischer Dokumente, warum Heiratsurkunden nicht von Frauen, sondern von männlichen Bevollmächtigten unterschrieben würden. Herzog antwortete, dass es Heiratsurkunden mit Unterschrift der Frau gebe. Sagir rechtfertigte diese Praxis damit, dass in einigen Rechtsschulen die Frau vor Übervorteilung geschützt werden solle und erklärte, „bevollmächtigt“ sei nicht dasselbe wie „bevormundet“.
Mit der Frage, ob die Muslime alles richtig machen, die anderen aber nicht richtig zuhören, und der Frage nach islamischen Ideen und Strategien für die Gesellschaft endete die Veranstaltung.

4. DIE CHRISTEN (ARMENISCH-APOSTOLISCHE KIRCHE)

Die vierte Veranstaltung der Reihe „Dialog der Religionen“ hatte die armenische Kirche zum Thema. Die Soziologin und Armenistin Dr. Tessa Hofmann referierte über Geschichte und Gegenwart dieser Kirche, anschließend sprach der Geowissenschaftler und Philologe Dr. Gerayer Koutcharian über die soziale und politische Situation der Armenier. Die Moderation übernahm Gülistan Arslan.

DIE GESCHICHTE ARMENIENS UND SEINER KIRCHE

Tessa Hofmann stellte zunächst die Schlüsselsymbole der „Heiligen Armenischen Rechtgläubigen Apostolischen Kirche“ vor. Spezifische Symbole der armenischen Kirche sind das armenische Kreuz,

eine Variante des lateinischen Kreuzes mit eingekerbten Achsenenden; der Lebensbaum, ein iranisches Symbol; ein Drachen, der eine Schlange darstellt sowie Weinreben, die auch die Märtyrer symbolisieren. Den stilisierten Fisch und das Kreuz als Symbole teilt die armenische Kirche mit dem ganzen Christentum. Dieses ist mit 2,26 Milliarden Anhängern, die meisten davon in Südamerika, die weltweit größte Religion, gefolgt vom Islam mit 1,3 Milliarden Anhängern und dem Hinduismus, zu dem sich 900 Millionen Menschen bekennen. Die weltweite Gesamtzahl der Armenier wird auf neun Millionen geschätzt, die meisten von ihnen sind Anhänger der Armenisch-Apostolischen Kirche. Das Christentum teilte sich nach und nach in verschiedene Konfessionen, die Frau Hofmann im Folgenden vorstellte. Als erste spalteten sich im Jahr 431 nach dem Konzil von Ephesos die „Nestorianer“ von der Gesamtkirche ab, die bis 1915 zusammen mit Kurden im heute türkischen Gebiet von Hakkari lebten. Nach ihrer Vertreibung durch die Osmanen leben sie heute im Irak, in den USA oder Australien. Die nächste Spaltung erfolgte nach dem Konzil von Chalcedon im Jahr 451; hier spalteten sich die „altorientalischen“ Kirchen ab, darunter auch die armenische Kirche. Weitere Schismen (Teilungen) waren das „Große Schisma“ von 1054, der Bruch zwischen römischer und byzantinischer Kirche, und die Reformation, die Abspaltung der Protestanten im 16. Jahrhundert. Anlass für die Kirchenspaltung in Chalcedon war die Frage, wie die göttliche und die menschliche Natur in der Person von Jesus Christus miteinander verbunden sind. Die „altorientalischen“ oder „miaphysitschen“ Kirchen, deren Bekenntnis die armenische Kirche nach etwa 150 Jahren übernahm, betonten die Einheit von Gott und Mensch. Bei dem Kirchenstreit ging es auch um die politische Vormachtstellung der byzantinischen Zentrale des oströmischen Reiches. Als „rechtgläubig“ (orthodox) bezeichnen sich alle orientalischen Kirchen. Die armenische Kirche bestimmt seit 374 ihr Oberhaupt selbst, d.h. sie ist autokephal. Wichtig für das Selbstverständnis der armenischen Kirche ist ihre Rolle als Märtyrerkirche, als Kirche derjenigen, die wegen ihrer Treue zum christlichen Glauben getötet wurden. Das Märtyrerverständnis des Christentums unterscheidet sich hier von dem des „shahid“ (Glaubenskämpfers) im Islam: ein christlicher Märtyrer ist nur, wer leidet oder getötet wird, weil er am christlichen Glauben festhält.. Als einzige

umfassende armenische Weltorganisation ist die armenische Kirche schließlich Stifterin und Verteidigerin der armenischen Identität. Die Armenier definieren sich, wie viele Völker des Nahen Ostens, auch als ethnoreligiöse Gemeinschaft. Auf Mission Andersgläubiger verzichtet die armenische Kirche.
Das religiöse Oberhaupt der Armenier heißt Katholikos. Die Kirche hat heute zwei Katholikate, eins in Etchmiadzin in Armenien. Daneben gibt es das „Hohe Haus“ von Kilikien, das für die Westarmenier zuständig ist und seinen Sitz zuerst in Sis bei Adana (Türkei), seit 1929 aus Sicherheitsgründen in Beirut hat. Im Verlauf der Geschichte gab es mehrere andere Katholikate: in Waspurakan und Albania, dem heutigen Aserbaidschan, im Ostkaukasus; ferner gab es zwei vom Osmanischen Reich gegründete oberste Bischofssitze: die Patriarchate von Konstantinopel (1461) und von Jerusalem. Andere armenische Christen sind Mitglieder der mit dem Papst unierten Kirche, deren Sitz seit 1928 in Beirut liegt, und Mitglieder protestantischer Kirchen, die aus hauptsächlich amerikanischer Mission hervorgegangen sind.

Das Siedlungsgebiet der Armenier ist ein Durchgangsland zwischen den Hochebenen Anatoliens und Irans mit den beiden Siedlungszentren der Araratebene und um den Vansee. Seine geographische Zerklüftung begünstigte starke zentrifugale Kräfte in der Politik. Die heutige Republik Armenien umfasst nur etwa ein Zehntel des armenischen Siedlungsgebiets vor dem Genozid von 1915. Der heilige Berg der Armenier, der Ararat, liegt seit 1921 auf türkischem Gebiet. Nach biblischer Überlieferung strandete die Arche Noah nach der Sintflut in „den Bergen“ von Ararat, aber nicht „am Berg“ Ararat; vermutlich meint der Bibeltext hiermit das Land „Urartu“, das in hebräischer Konsonantenschrift „r-r-t“ geschrieben wird. Dieses Land lag in etwa auf dem späteren armenischen Siedlungsgebiet.

Die Christianisierung Armeniens erfolgte in zwei Schritten: Nach dem Jahr 45 predigten die Apostel Judas Thaddäus und Bartholomäus die neue Religion und erlitten den Märtyrertod. Die Berufung auf die Apostel ist für die armenische Kirche, die ihre Bischöfe in der apostolischen Nachfolge weiht, wichtig. Das Grab des Judas Thaddäus liegt heute im Iran und wird als Wallfahrtsort genutzt, anders als das Grab des Bartholomäus in der Türkei, dessen Gebäude wie viele andere armenische Sakralbauten verfallen sind. Die große Christianisierung erfolgte dann im Jahr 301 durch Grigor Lussarovich, „den Erleuchter“. Grigor war der Sohn eines nach Kappadokien geflohenen Königsmörders und wuchs christlich auf. Nach Armenien zurückgekehrt, sperrte ihn König Trdat III. zunächst 18 Jahre lang in einer Festung am Fuß des Bergs Ararat ein. Der König litt aber unter dem Wahn, ein Schwein zu sein, seit er sich eine geflohene Nonne zur Freundin genommen hatte. Durch Grigor wurde er von seinem Wahn geheilt und erklärte daraufhin das Christentum im Jahr 301, nach anderen Angaben 315, zur Staatsreligion..Damit war Armenien der erste christliche Staat.

Die Christianisierung erwies sich als Revolutionierung der armenischen Kultur. Der Mönch Mesrop Mashtoz entwickelte für die armenische Sprache ein eigenes Alphabet und begann, die Bibel ins Armenische zu übersetzen. Die nach der Regel des Heiligen Basilius geführten Klöster entwickelten sich daraufhin zu Zentren der armenischen Schriftkultur. Bereits im 5. nachchristlichen Jahrhundert wurde Schulbildung für beide Geschlechter obligatorisch. Eine armenisches kulturelles Unikat sind die Kreuzsteine; meterhohe Stelen, die mit kunstvollen Ornamenten mit einem Kreuz im Zentrum verziert sind.

Ein dramatischer Wendepunkt in der Geschichte war der Genozid an den Armeniern im Osmanischen Reich, der am 24. April 1915 mit der Verhaftung armenischer Würdenträger, darunter des Archimandriten Komitas, in Istanbul begann. Durch Todesmärsche, Zwangsarbeit, Hunger und Massaker wurden in den folgenden Jahren die Mehrheit der im Osmanischen Reich lebenden Armenier, wahrscheinlich über eine Million Menschen, ermordet. Ihre Heimat verloren

die Westarmenier für immer; deshalb nennen sie die Ereignisse auch einen „Patrizid“ (Heimatverlust). Die armenische Kirche wurde zur Kirche der Märtyrer und Waisen: von 5000 Geistlichen im Jahr 1915 lebten im Jahr 1923 noch 400, fast alle der 2200 Kirchen und Klöster im Osmanischen Reich wurden zerstört. Vertreibungen und Massaker trafen auch die übrigen insgesamt 3,5 Millionen Christen im Osmanischen Reich: Assyrer, Aramäer und Griechisch-Orthodoxe. 1967 wurde in Eriwan, der Hauptstadt der Sowjetrepublik Armenien, nach den ersten Massendemonstrationen in der Geschichte der UdSSR ein Mahnmal errichtet, an dem an diesem Tag bis heute eine Gedenkveranstaltung stattfindet.

Die armenische Diaspora (armenisch „*spjurk*“; Zerstreuung) entstand nach dem Sieg der Seldschuken über Byzanz im Jahr 1071. Im 19. Jahrhundert wuchs sie zuerst durch Arbeitsmigration, dann durch Flucht vor den Pogromen von 1894 bis 1896 erheblich, schließlich durch die Überlebenden des Genozids. Auf eine innersowjetische Migration seit 1946 folgte seit dem beginnenden Zerfall der Sowjetunion 1988 die bislang größte armenische Migrationswelle: es wird geschätzt, dass sich von den drei Millionen Bürgern der Republik Armenien ein erheblicher Teil außer Landes aufhält.

DIE HEUTIGE POLITISCHE UND SOZIALE LAGE DER ARMENIER

Hierüber sprach anschließend Gerayer Koutcharian. Zunächst stellte er klar, dass Deutschland aufgrund seines Bündnisses mit dem Osmanischen Reich nach dem Genozid kein Einwanderungsland für Armenier sein konnte. Talaat Pascha, der Hauptverantwortliche des Völkermordes, wurde 1921 auf der Berliner Hardenbergstraße von einem armenischen Attentäter erschossen, der im anschließenden Prozess freigesprochen wurde. Zwei andere hohe Verantwortliche des Genozids erhielten aber auf dem türkischen Friedhof am Columbiadamm ein Ehrengrab. Heute schreckt viele Armenier der große Einfluss der türkischen Diaspora in Deutschland ab. Die armenische Einwanderung in Deutschland begann am Ende des 19. Jahrhunderts mit Studenten, die aus Russland kamen, weil Armenier dort nicht studieren durften. Die ersten Armenier ließen sich in Leipzig, Dresden, Berlin und Hamburg nieder, 1923 entstand die erste Gemeinde mit 150 Mitgliedern. Im „Dritten Reich“ gab es Pläne, die Armenier rassisch zu verfolgen, weil sie semitischer Abstammung seien. Obwohl ihre Vertreter den Gegennachweis zu führen versuchten, die Armenier seien „Arier“, wurden einige Armenier in Konzentrationslager verbracht. Nach dem Zweiten Weltkrieg blieben einige ehemalige sowjetische Kriegsgefangene armenischer Abstammung in Deutschland. Größeren Zulauf erhielten die Gemeinden, nachdem es 1955 in Istanbul zu Ausschreitungen gegen armenische Christen gekommen war. Viele Armenier nutzten in den folgenden Jahren die Anwerbung von „Gastarbeitern“, um in die Bundesrepublik Deutschland zu gelangen. In einer dritten Welle kamen ab den 1980er Jahren Studenten und Asylbewerber aus Libanon, Iran und anderen Ländern des Vorderen Orients. Nach Angaben der Prälatur Köln gibt es z.Zt. 40000-45000 Armenier in Deutschland, davon sind etwa 15.000 Asylbewerber, 60% sind „Gastarbeiter“ oder deren Nachkommen. Ihre Namen sind oft turkisiert und sie verstehen die armenische Sprache nicht. In Berlin gibt es ca. 1000 Armenier, die in zwei Gemeinden organisiert sind. Das Problem der Armenier heute ist nicht eine fehlende Integration, sondern die Bewahrung ihrer Identität.
Im Folgenden ging Koutcharian der Frage nach, warum Deutschland, wie Europa generell, für orientalische Christen als Fluchtland enttäuschend ist. Viele von ihnen hätten den Eindruck, dass Türken gegenüber den Christen bevorzugt würden. Als Beispiel nannte er die bis heute ausgebliebene Anerkennung des Genozids an den Armeniern. Als weiteres Beispiel nannte Koutcharian eine Ausstellung, die vor kurzem in den Räumen des Kreuzberg-Museums stattfand.

Dort wurden Fotos aus der südtürkischen Stadt Urfa gezeigt. Die Rolle der Christen dort wurde aber völlig ausgespart, obwohl Urfa bis 1915 eine starke christlich-armenische Gemeinde hatte. Deren Selbstverteidigung vor den osmanischen Truppen wurde mit Hilfe des deutschen Majors Wolfskeel von Reichenberg niedergeschlagen, anschließend fiel die Gemeinde dem Genozid zum Opfer. Bereits 1895 wurden 3000 Armenier bei Pogromen in der Kathedrale von Urfa verbrannt, die US-Amerikanerin C. Shattuck benutzte für dieses Geschehen zum ersten Mal das Wort „Holocaust“. Das Gebäude der Kathedrale wurde in der türkischen Republik zuerst als Bordell, dann als Moschee benutzt. In der Fotoausstellung erfuhr man darüber nichts. Die Zerstörung von Sakralbauten, um die Spuren des Völkermords zu verwischen, ist kennzeichnend für die heutige Türkei. Ihr fielen auch unersetzlich wertvolle griechische und arabische Dokumente zum Opfer. Auch wurden armenische Namen turkisiert. Wenn armenische Kirchen neuerdings restauriert werden, dann nur als Baudenkmäler, um Touristen anzulocken und nicht als Sakralbauten, so z:B. die Kirche von Axtamar am Van-See. Der Genozid wird von der Türkei bis zum heutigen Tag nicht anerkannt.

Das Verhältnis der Armenier zu den Kurden ist ambivalent, die Armenier sehen sie als Täter und Opfer. Armenier mussten oft an kurdische Stämme und den osmanischen Staat Steuern bezahlen. Die aus kurdischen Stämmen bestehenden „Hamidiye“-Regimenter waren am Ende des 19. Jahrhunderts oft ein Schrecken der Armenier. Andererseits wurden von den Dersim-Kurden während des Genozids 30000 Armenier gerettet. Positiv hob Koutcharian die Leistungen der Sowjetrepublik Armenien für die Kurden hervor; dort gab es kulturelle und wissenschaftliche Förderung der Kurden sowie Rundfunksendungen in kurdischer Sprache.

FRAGEN DES PUBLIKUMS

In der Diskussion sprach Frau Hofmann zuerst über die Lage der Kirche in der Sowjetrepublik Armenien. Die atheistischen Kampagnen der frühen Sowjetzeit waren in Armenien nicht so stark wie in anderen Sowjetrepubliken. 1936 wurde aber der Katholikos im Auftrag des NKWD ermordet. Im zweiten Weltkrieg wurde die Kirche wieder zugelassen, um den Patriotismus der Armenier zu fördern und die Diaspora zu beeinflussen. Die Katholikoi waren vom sowjetischen Staat aber unabhängiger als z.B. im benachbarten Georgien. Der neue armenische Staat schloss nach dem Ende der UdSSR kein Konkordat mit der armenischen Kirche ab. Das frühe Ende der armenischen Mission lag an dem Druck, den das kirchlich anders orientierte byzantinische Reich und später die islamischen Staaten auf die armenische Kirche ausübten. Dort war den christlichen Kirchen die Mission Andersgläubiger gänzlich verboten. Heute ist ein Übertritt zur armenischen Kirche möglich, sie missioniert aber nicht. Mischehen waren unter Armeniern nicht gern gesehen. Weil die Kinder aus Ehen mit Muslimen nach islamischer Vorschrift muslimisch erzogen werden müssen und die Religion zur ethnoreligiösen Identität der Armenier gehört, erfolgte in solchen Fällen oft die Ausstoßung aus der eigenen Gemeinschaft. In Berlin sei dies zeitweise streng gehandhabt worden, es habe aber auch Versuche der Integration in die armenische Gemeinde gegeben. In der Türkei heiraten Armenier häufig ärmere oder ungebildetere Muslime, weil sie durch diese Ehe an gesellschaftlichem Ansehen gewinnen können. Eine Rekonversion ins armenische Christentum ist aufgrund häufiger Zwangsbekehrungen leicht zu erreichen.
Auch nach dem kurdisch-armenischen Verhältnis wurde gefragt und darauf hingewiesen, dass die „Hamidiye“-Regimenter nur einzelne Stämme der Kurden repräsentierten. Der kurdische Berliner Politiker Riza Baran verwies darauf, dass sich verschiedene kurdische Organisationen für deren Gewalttaten entschuldigt hätten, und wiederholte diese Entschuldigung. Die Referenten verwiesen darauf, dass die religiöse Gemeinsamkeit zwischen Türken und Kurden vom osmanischen Staat ausgenutzt wurde, um beide gegen die Christen aufzuhetzen. Im Zuge des armenischen Völkermords wurden seit 1916 auch kurdische Stämme deportiert, wie der Schweizer Arzt Jakob Künzler berichtete. Türken und Kurden lebten zuvor überwiegend friedlich zusammen. Der osmanische Reiseschriftsteller Celebi berichtete im 17. Jahrhundert von Regionen in Ostanatolien, wo die Kurden Bauern, die Armenier Handwerker waren und sich wirtschaftlich ergänzten. Probleme gab es zwischen Armeniern und den in Stämmen organisierten *Asiret*-Kurden, die überwiegend von Viehzucht lebten. Sie sind Ausdruck des schon in der Bibel, in der Geschichte von Kain und Abel, beschriebenen Gegensatzes von Ackerbauern und Viehzüchtern.

Der Genozid an den Armeniern hatte eine religiöse Dimension, weil die Religion für die Abgrenzung von den indigenen Christen im Osmanischen Reich entscheidend war. Die jungtürkischen Urheber des Völkermords waren eher nationalistisch als islamisch orientiert, andererseits fanden Armenier in islamischen Ländern auch Schutz vor Verfolgung Auch der Konflikt zwischen Armeniern und Aserbaidschanern in Berg-Karabach hat primär keine religiösen Gründe, die Religion wird auch hier von politischen Kräften zur gegenseitigen Aufhetzung ausgenutzt.

Die Diaspora bietet in ihren sozialen und kulturellen Orientierungen ein sehr unterschiedliches Bild. Im Nahen Osten ist sie durch kulturelle Ähnlichkeit zur Umgebung, aber auch die Nähe zu den Orten des Völkermords geprägt. In Frankreich oder den USA ist die persönliche Freiheit erheblich größer und die kollektiven Rechte lassen sich leichter ausleben. Das erleichtert auch eine freiwillige Assimilierung. In Deutschland ist in den letzten Jahren der Anteil der Armenier aus der Republik Armenien gewachsen; hier unterscheidet sich die europäische Diaspora von der in Übersee.

Das größte Problem, vor dem die armenische Kirche heute steht, ist es, ihre Anhänger in einer

säkularisierten Umgebung armenisch und gläubig zu halten. Frau Hofmann betonte aber abschließend, dass jeder Mensch müsse über seine Identität selbst entscheiden müsse; ethnologisch oder philologisch lasse sich diese nicht endgültig bestimmen.

5. DIE JUDEN

In der fünften Veranstaltung der Reihe „Dialog der Religionen“ wurde das Judentum vorgestellt. Die Soziologin und Ökonomin Dr. Irene Runge, als Kind emigrierter Eltern während des Zweiten Weltkrieges in New York geboren, stellte die wichtigsten Elemente der jüdischen Religion und Kultur vor. Igor Chalmiev, ein Diplom-Bauingenieur aus der ehemaligen Sowjetunion, der seit 1992 , zunächst mit ungesichertem Aufenthaltsstatus, in Deutschland lebt und seit 2001 deutscher Staatsbürger ist, sprach über das jüdische Leben im heutigen Deutschland, besonders über die Juden aus der früheren UdSSR. Beide waren Mitglieder des Jüdischen Kulturvereins JKV, der im letzten Jahr der DDR gegründet wurde und sich 2009 auflöste. Die Moderation übernahm Adir Tekin von KKH e.V.

Dr. Irene Runge

JÜDISCHES IM BESONDEREN UND ALLGEMEINEM

Ich versuche, Rabbinerin Gesa Ederberg würdig zu vertreten, beginnend mit der Beschreibung ihres Berufsstandes. Einst und in der gesetzestreuen Welt nur für Männer vorgesehen, ordinieren konservative und Reform-Ausbildungsstätten längst auch Frauen, wenngleich sich die jüdische Mehrheit in Deutschland schwer daran gewöhnt. Rabbinische Ausbildung endet mit der *Smicha*, der Ordination, ein mehrjähriges Studium ist abgeschlossen, für Männer auch an streng konfessionellen Hoch- oder Rabbinatsschulen, oder als Erbe rabbinischer Dynastien bei chassidischen Gemeinschaften. Beruf oder/und Berufung. Rabbiner sind geistige und geistliche Führer, Lehrer, Beratende, Betreuende für Gemeindemitglieder jeden Alters, beim Gottesdienst nicht erforderlich, denn jeder fähige Laie kann ihn leiten, wie in vielen Synagogen üblich. Wenn finanzierbar, werden Rabbiner und Kantoren (*Chazzanut)* zu Schabbat und Feiertagen geladen, letztere übernehmen das liturgische Singen und die Anleitung zum Gebet. Voraussetzung ist der *Minjan*, das Quorum aus zehn erwachsenen jüdischen Menschen, in der Orthodoxie nur Männer, Konservative zählen beide Geschlechter, das Reformjudentum braucht keinen Minjan.
Die Berliner religiöse jüdische Gemeinschaft entspricht der jüdischen Welt: Rabbiner, Kantoren und Hilfskräfte in den Gemeindesynagogen Joachimstaler-, Passauer-, Pestalozzi-, Oranienburger-, Herbarth- und Rykestraße, am Fränkelufer und im Hüttenweg, zwei Synagogen orthodox, eine davon sephardisch, die anderen konservativ-liberal oder liberal-konservativ und eine reformliberal. Die Gemeinde unterhält Kindergärten, Grundschule, Gymnasium und Altenheim. Die konservative Masorti-Bewegung, der Rabbinerin Ederberg in Deutschland vorsteht, hat einen eigenen Kindergarten. Es gibt auch unabhängige, streng orthodoxe Synagogen, so der chassidischen Chabad Lubawitsch mit Familienzentrum, Jeshiva, Kindergarten, Grundschule, Adass Jisroel, nach 1989 in die alten Rechte eingesetzt, eine modern orthodoxe Lev Tov-Gemeinde mit Suppenküche und das Jüdische Lehrhaus der Lauder Foundation mit extra Frauenseminar, also zwei Gottesdienststätten, Kindergarten und Grundschule. Und Jalda Rebling, zur liberalen

Kantoren ausgebildet, die mit Lebensgefährtin Anna Adam *Ohel Hachidusch* gründete, das „Zelt der Erneuerung“ für Jüdinnen und Juden, die anderswo kein jüdisches zu Hause finden und auch interreligiös beten wollen. Nicht zu vergessen die reformjüdische Kantoren- und Rabbinerausbildung des Abraham-Geiger-Kolleg an der Uni Potsdam, deren Absolventen in Deutschland aus religionsdogmatischen Gründen bisher wenig Chancen haben. Die Synagoge ist Lehrhaus, das Stibl, wo religiöse Texte interpretiert, Kommentare und Responsa gedeutet werden, nicht Ort erhebender spiritueller Erbauung, doch die Nähe zum Christentum lässt manche Synagogen so erscheinen. Das Lernen ist Pflicht und Tugend, der Makkabäerkönigs Yanai begründete „Limmud Chova“, die Lernpflicht für jüdische Kinder ab 5., daraus wurde das orthodoxe Cheder-Lernen für Knaben ab 3. Lebensjahr, nicht Mädchen, die stets gebildeter als andere waren. Nicht repetierendes Erlernen, sondern Dialoge über Gott, Geschichte, Gegenwart und Zukunft gelten. „Finde einen Lehrer, finde jemanden, mit dem du gemeinsam lernen kannst, beurteile jedermann positiv“ lautet ein Spruch der Väter.

JÜDISCHES GESETZESTREUES LEBEN

Gesetzestreue folgen stets den religiösen Regeln, essen koscher, halten Schabbatruhe, schaffen sich Gebetsräume und Gemeinschaften nach Talmud und Tora, jüdischem Kalender, haben je nach Tradition auch eigene Kleidersitten. Säkulare, A- und Anti-Religiöse, religiös indifferente, zeitweise, an Feiertagen Interessierte leben entsprechend anders, konservative, liberale, Reform- und rekonstruktionalistische Jüdinnen und Juden haben eigene jüdische Realitäten. Einigendes, Trennendes, Feindschaften verbinden und isolieren. Das rabbinische Gericht *Bet Din* spielt für die a-religiöse Mehrheit keine Rolle, heute wird Streit in nicht orthodoxen Gemeinden gerichtsnotorisch beigelegt. Die Bedürfnisse nach jüdischer Gemeinschaft wachsen. In Ostberlin

gründete ich 1986 die Gruppe „Wir für uns – Juden für Juden“ bei der Gemeinde, die an fernstehenden Jüdinnen und Juden kaum interessiert war. Damals gab es in Westberlin die *Jüdische Gruppe* unter Alisa Fuss, aus Deutschland emigriert, zurückgekehrt als israelische Menschenrechtsaktivistin, doch *Peace Now*, das Gespräch mit Palästinensern, galt der Jüdischen Gemeinde als Heimatverrat.
Die Medien veröffentlichen gern Strukturen und Probleme der Berliner Jüdischen Gemeinden, doch wer gehört neben ca. 11 000 meist russischsprachigen älteren Gemeindemitgliedern heute zur jüdischen Bevölkerung? Wo steckt die jüdische Jugend? Der Historiker Julius Schoeps schätzt bis zu 20 000 Jüdinnen und Juden außerhalb der Gemeinden, jüdische Israelis mit und ohne europäische Staatsangehörigkeiten, jüdische EU-Ausländer, ehemalige Sowjetbürger, Nord- und Südamerikaner, Australier, Nord- und Südafrikaner, auch Türken, mindestens ein jüdischer Kurde, jemenitische Juden. Kein Thema sind den Gemeinden die Kinder jüdischen Väter, nach jüdischem Gesetz keine Juden, weil die Zugehörigkeit nur von der Mutter oder durch Konversion kommt, viele fühlen sich als Juden, bleiben ausgegrenzt. Die

Jüdische Gemeinde zu Berlin ist Körperschaft Öffentlichen Rechts, Religionsgemeinde zum Zwecke der Religionsausübung und was aus religionskultureller Sicht an Sozial-, Bildungs-, Erziehungs-, Kultur- und Betreuungsauftrag erwächst. Der Vorstand ist Sprecher seiner Mitglieder, nicht für alle in der Stadt lebenden Jüdinnen und Juden, was je nach Bedarf vergessen wird. Aus dem Judentum lässt sich nicht austreten, aber aus der Gemeinde. Wer ihr nicht angehört, ist dennoch Teil des Volkes, „nationaljüdisch", in der jüdischen „Familie", teilt das historische Schicksal, auch kulturell und sprachlich verschieden. Wer Judentum leben will, braucht Gemeinschaft, muss auf Strukturen zurückgreifen oder eigene schaffen. So entstand der Jüdische Kulturverein Berlin 1989 und wirkte bis zu seiner Auflösung im Dez. 2009. Das Grauen des Holocaust begleitet alles Jüdische, gleichzeitig blendet die Konfessionalisierung aus, was jüdische Inhalte sind, dass in Israel der übergroße Teil der Bevölkerung nicht religiös, aber jüdisch ist – wie in Berlin, wie in New York… Die jüdische Bevölkerung Berlins war und ist durch die Shoa traumatisiert. Nach 1945 gab es keine jüdische Vielfalt, das Primat der Religion und das Überleben einten, andere blieben der Gemeinschaft fern: jüdische Kommunisten, Sozialisten, Re-Migranten, Atheisten, die sich z.B. in der DDR politisch beheimateten. Dominiert hat das Verstecken jüdischer Identitäten, es war passender, jüdisch als religiös, nicht ethnisch, national, biographisch, historisch, politisch, kulturell, familiär zu definieren. Das begründet spätere Missverständnisse.
Heute gibt es in Berlin neben der winzigen alten Ost- und der größeren Westberliner Judenheit die nach 1989 zugezogene jüdische Bevölkerung, vor allem sowjetische Einwanderer, das Gros der Gemeinden, und die global vernetzte kreative jüdische Jugend aus aller Welt. Jüdische „Stammtische" auf Englisch und Hebräisch, jüdische Internetseiten, Facebooks, Blogs und Mailsysteme, politische Gruppen wie *Jüdische Sozialdemokraten*, die *Jüdische Stimme für einen gerechten Frieden in Nahost* und die Gruppe *Israelis-gegen-Besatzung*, israelische Treffs, wo auf Hebräisch über Gott und die Welt debattiert wird, sind Qualitäten, die nicht an die der Vorkriegszeit anschließen, als über 200 000 Gemeindemitglieder, jüdische Migranten und politische Aktivisten die Stadt bevölkerten. Was wissen wir vom damaligen Zugzwang der großen Stadt, jüdischen Proletariern und Kindern, die staatliche Schulen besuchten, wo jüdischer Religionsunterricht nicht von allen angenommen wurde, vom Alltag in Freizeitklubs und Wanderbewegungen? Überliefert sind Ausnahmen, vergessen, verdrängt, aussortiert, eliminiert sind die jüdischen Massen.

JUDENTUM IST MEHR ALS RELIGION

Religiös unterscheiden wir **Orthodoxie**, **Konservatives-**, **Reformjudentum und Rekonstruktionalisten** und deren Unterteilungen**.** Für die Orthodoxie gilt, das Gesetz als gottgegeben zu befolgen, nicht zu ändern, Konservative sehen, wie Gott Moses die Gesetzestafeln gibt und deren Interpretation von jeder Generation erwartet, das Reformjudentum legte die alten Gesetze weg, suchte die ethische und universelle Idee der Religion, inzwischen gibt es die Rückwendung zu Ritus und Respekt für jene, die mit Traditionen leben wollen. Zwischen Konservativen und Reformern stehen (in den USA) **Rekonstruktionalisten,** für die Volksgemeinschaft, hebräische Sprache, Israel, Tanz, Liedern, Soziales u.a. gleichwertig mit Religion sind, „Judentum als Zivilisation" (1922, Rabbi Mordechai Kaplan) betont nicht die religiöse Gemeinde, sondern Menschen und kulturelle Erbschaft, d.h. Religion, Geschichte, Sprache, Bräuchen und Sitten, Literatur und Zukunft, nicht Gott gab Moses die Gesetze, sondern diese sind entwickelte Kultur, genannt „Gottes Gebote". Für Orthodoxe eine Gotteslästerung. Vergessen wir nicht das säkular organisierte Judentum und deren Festhalten an jüdischen Bräuchen, wie bis zum Holocaust die jüdische Arbeiterbewegung es in Polen und Weißrussland auf Jiddisch vorlebte.

LEBENSZYKLISCHE EREIGNISSE UND FESTE

Was bedeutet jüdisch leben? Ich denke, die Kenntnis und Suche nach dem Verbindenden, Streng gesehen beginnend mit der *Brit* (Aufnahme des neugeborenen Knaben in den Bund am 7. Tag mit Namensgebung), Mädchen erhalten ihren Namen am Schabbat nach der Geburt in der Synagoge. Sie sind historisch von Bibel und Talmudstudium ausgenommen, trugen keinen Gebetsschal, legten keine *Tefillin* (Gebetsriemen), es hätte ihrer häuslichen Pflicht als Mütter und Hüterin des Privaten widersprochen. Heute haben Frauen in liberalen und konservativen Gemeinden gleiche Rechte und Pflichten wie Männer. Mit 13 Jahren folgt der Eintritt ins „Erwachsenenleben", der Knabe hat *Bar-* und mit 12 Jahren das Mädchen *Bat Mitzwa* (1922 von Rekonstruktionalisten zwecks Erneuerung des Jüdischen eingeführt). Die *Hochzeit* ist nächster Höhepunkt, Heiratsvermittlung ist in orthodoxen Kreisen üblich, klappt die Ehe nicht, gibt der Mann die Scheidung vor, nicht die Frau, das ist dramatisch in der orthodoxen Welt, wenn Männer verschwinden, da verlassene Frauen nie mehr heiraten können. Es gibt Wege, dies zu lösen, aber nicht für alle Gruppen. Ritualisiert sind auch Tod und Trauer, der Tote ist mit Respekt zu behandeln (*kevot hamed*) und binnen drei Tagen beizusetzen, in weißem schlichten Hemd und Holzsarg ohne Metall, in Israel ohne Sarg, vor dem Schöpfer sind alle Menschen gleich. Auf dem Berliner Jüdischen Friedhof wurde das, wie die Steine zeigen, lange vergessen. Erdbestattung, keine Verbrennung, denn der Körper gehört dem Herrn. Das Mahl des Beileids und die Sorge um die Hinterbliebenen sind obligat, doch wenn die Gemeinschaft schwach ist, werden Bräuche nicht tradiert, auch *Shiva* sitzen auf niederen Schemeln mit Stoffschuhen 7 Tage lang, entfällt. Für Essen, Umgang, Kleidung**,** fürs ganze Leben gibt es Regeln, aber wie, wann und wo entstanden sie? Die Antwort trennt, übereinstimmend der Hinweis auf vor- und nachbiblische und Zeiten der Rabbiner, die Regeln sind nicht starr, die Bibel ist für die einen göttlicher Masterplan, andere nehmen sie als Funktion der Zeiten wahr. Im Talmud heißt es: Wenn du in eine Stadt kommst, befolge deren Sitten. Als Moses zum Himmel aufstieg, fastete er 40 Tage und Nächte, als die Engel abstiegen, um Abraham zu besuchen, aßen sie mit ihm – ganz nach himmlischer bzw. irdischer Landessitte. Nach 1 000 Jahren war der letzte Band der Fünf Bücher Moses (Bibel) dem Kanon hinzugefügt, der Talmud vollendet, neue Gelehrte wurden geboren, oft sorgte man sich, dass die vielen Interpretationen die Tora und das Volk spalten könnten. Stets wurde debattiert, in Palästina, Babylon, Europa, USA und Israel. Um 220 n.d.Z. fasste Rabbi Yehuda Hanasi das Überlieferte als jüdisches Gesetzbuch zusammen. In der 2. Hälfte des 4. JH war die mündliche Gesetzgebung fixiert, der Talmud. Neue Kommentare, Analysen und Antworten folgten, Maimonides schrieb 14 Bände *Mischne Tora* und ordnete Recht, Geschichte, Philosophie, Folklore. Ab 6. JH siedelten Juden schon fern früherer Zentren, strittige Responsa förderten die Kodifizierung der *Halacha*, im 12 JH wurde erneut Vereinheitlichung angestrebt, im 15 JH verfasste der deutsche Rabbiner Mollin (MAHARAL) Regeln für Synagogen und Gemeinden, daraus entstand 1565 der *Schulchan Aruch*, das Gesetzeswerk von Joseph Caro, ein spanischer Gelehrter, der „gedeckte Tisch", aber deutsche und polnische Juden wurden nicht satt und Rabbi Isserle aus Krakau schrieb eine MAPPAH, „Tischdecke" zum „gedeckten Tisch". Sephardim folgten Caro, Ashkenasim Isserle, heute ist der Caro-Isserle Kodex Standard jüdischer Gesetzgebung. In Polen, Prag, Ungarn, Russland und Palästina entstanden neue geistige Zentren, bis Vertreibungen, Rassenhass und am Ende der Holocaust diese zerstörten und auch das Wissen liquidierte. An vielen Orten gab es, an vielen Orten gibt es jüdisches Leben in Asien, Afrika und Europa, Übersee und Ozeanien, unterschiedliche Entwicklungen, Charaktere, Kleiderordnungen, lokale Speiseregeln und Sprachen. Die Europäisierung des Islam scheint mir heute fortgeschrittener als die Idee vom europäischen Judentum. Ethische Prinzipien im Judentum wie die Lebensrettung *Pikuach Nefesh,* wonach alle Gesetze zu brechen sind, wenn ein Leben zu retten ist, der Respekt für Behinderte, Schwache und Alte, niemanden in Versuchung bringen, keine Stolpersteine auf den Weg des Blinden legen, denn stolpern lässt sich auch über falsche Worte und Taten, sind Grundsätze, die allen jüdischen

Richtungen gelten.

DER JÜDISCHE KALENDER

Es gilt der Mondkalender, fünf Monate haben 30, die anderen 29 Tage, zwei wechseln (der bittere Chechwan und der süße Kislew), im Schaltjahr kommt der Monat Adar II hinzu, damit der Ablauf nicht wie im Ramadan durchs Jahr wandert. Biblische Feiertage sind Pessach, Lag Baomer, Shavuot, Tisha B'Av, Rosh Hashona, Jom Kippur, Sukkot, Hoshana Rabba, Shmini Azeret, Simchat Tora, Chanukka und Purim sind historische, für Trauer- und Fasttage gibt es ein Regelwerk, jahres-, erntebitt- oder erntedankzeitlich charakterisiert. Der Schabbat beginnt wie jeder Tag am Abend und endet am folgenden Sonnenuntergang (3. Stern). Je nach Ausrichtung beten Männer und Frauen gemeinsam oder getrennt. Es heißt, Gott habe die Kinder Israels gefragt: Seid ihr bereit, die Tora zu akzeptieren und die Mitzwot (Gebote, Verbote) einzuhalten, dann gebe ich euch zum wertvollen Geschenk die kommende Welt. Aber wie wird diese sein? Fragten sie zurück, und Gott antwortet: Ich gab euch den Schabbat als Vorgeschmack auf Tikkun Olam, auf die Welt, die kommen wird. Der Schabbat ist zentral, Tag der Ruhe, des Wohlbehagens, der geistigen Erneuerung, Freude auch für jene, die ein hartes Leben haben. In Familien werden Kerzen gezündet, es wird dreimal gegessen, gelernt, gesungen, Gäste sind eine Ehre. Es heißt: Erinnert den Schabbat und haltet ihn heilig. Sechs Tage Arbeit, am siebten Tag ist der Schabbat des Herrn, die Arbeit ruht. Was ist Arbeit, was Ruhe, Vergnügen oder Freizeit? Deutungen sind kontrovers. 39 Dinge waren zum Bau des Heiligtums, des Tempels in der Wüste nötig, das ist Arbeit wie Kochen (Feuerzünden), die jüdische Küche wird durchs Vorkochen gezeichnet. Gedenke und halte den Schabbat - zwei Kerzen, zwei Brote, Wein und Fisch, der wurde am 5., der Mensch am 6., der Ruhetag am 7. Tag geschaffen, man segnet, singt Schabbat Schalom, zwei Engel begleiten die Juden nach Hause und werden begrüßt. Die *Havdala* endet den Schabbat, die Abschiedszeremonie mit Segen, Wein, Kerzen, Gewürzen und Liedern. Das trennt Heiliges vom Alltag.
Religion ist immer und überall Kultur im weitesten Sinn. Sie gibt der Gemeinschaft einen Rahmen, geordnet wird, wer dazugehört-und wer danebensteht. Es gibt ein großes Bedürfnis, sich als Teil eines historischen Prozesses zu entdecken und dies an die nächste Generation weiterzugeben. Das ist von unterschiedlicher Intensität, mit und ohne Gottesglauben, findet zu unterschiedlicher Zeit im Laufe des Lebens statt.

IGOR CHALMIEV

Jüdische Migration, sowjetischer Atheismus und jüdischer Alltag in Deutschland
Wenn wir heute das jüdische Leben in Deutschland betrachten, sollte auf die neue Zusammensetzung der jüdischen Gemeinden geachtet werden. Nach dem Holocaust gab es keine deutsche jüdische Gemeinschaft mehr, sie war bis 1989 sehr klein geworden und wäre vielleicht nicht mehr erkennbar, hätte die letzte DDR-Regierung im Mai 1990 nicht die Grenzen für jüdische Zuwanderer aus der Sowjetunion geöffnet. Damit erfüllte sie den Auftrag des Zentralen Runden Tischs vom Februar 1990, ausgelöst vom Jüdischen Kulturverein Berlin. Seither sind um 220 000 russischsprachige Menschen eingereist, Antragsteller mussten jüdische Mütter oder Väter nachweisen, ausgedehnt war die Aufnahme auf Angehörige ersten Grades. Heute sollen bis an die 80 % der Gemeinden, oft sind es fast 100 % der Mitglieder, Einwanderer sein. Das hat die Religionsgemeinden gezwungen, sich als migrantische Sozialstationen zu bewähren.

Wer kam und warum? Rückblickend auf die sowjetische Geschichte muss an den Staatsatheismus erinnert werden und daran, dass Juden immer ahnten, dass sich politische Schwankungen auf sie

auswirken könnten. Unter Gorbatschow, Freiheitsheld im Westen, öffneten sich im sowjetischen Osten auch die Schleusen für Nationalismus und Antisemitismus und es kam zu Kriegen und Übergriffen. Für viele Juden stand die Frage: Soll man gehen und wohin oder bleiben? Es braucht nicht viel um zu verstehen, warum Menschen in der Regel lieber bleiben, wo sie geboren wurden, studiert haben, die Sprache sprechen, die Kultur kennen. Aber meist sind die Gründe sehr stark, um das Geburtsland zu verlassen. So war es auch nach 1990 mit vielen sowjetischen Juden, die unerwartet die deutsche Option wählen durften.

Über 1 Million Juden gingen nach Israel, eine Minderheit nach Deutschland, andere Möglichkeiten waren verschlossen. In der Sowjetzeit wurde die jüdische Bevölkerung auf knapp drei Millionen geschätzt, das Judentum war Nationalität und als solche im Inlandspass, also statistisch erfasst. Religion galt bestenfalls als Privatsache. Mit dem 16. Lebensjahr entschieden Kinder, ob sie Nationalität und Namen des Vaters oder der Mutter wollten – viele mit jüdischen Müttern passten sich aus mehreren Gründen den nichtjüdischen Vätern an. Als die Auswanderung per Nationalität möglich wurde, stieg plötzlich die Zahl derer, die in Frage kam. Eingangs bedurfte es keiner Dokumente außer denen der Geburt, dann folgten Antragsverfahren bei den Konsulaten.

Wir wussten wenig über Deutschland und den Kapitalismus, waren gut ausgebildet und dachten, gute Arbeit zu finden, um ein neues Leben aufzubauen. Die große Überraschung - nicht nur für mich – war das deutsche soziale Sicherungsnetz mit Wohnungen für jedermann, ausgezeichneter medizinischer Versorgung und Krankenversicherung. Dies und die Sozialhilfe für die ankommenden „Kontingentflüchtlinge“, wie wir ab 1991 genannt wurden, hieß Lebenssicherheit. Dass es keine Arbeit gab, erschien zunächst als Zufall, wurde aber die Regel. Ich kam als Bauingenieur 1992 ohne Deutschkenntnisse als Tourist und mit falschen Vorstellungen aus dem Kriegsgebiet Aserbaidschan nach Berlin und habe das sehr genau verfolgt. Hier leben jetzt auch meine Eltern und Geschwister, deren Kinder und inzwischen auch Kindeskinder. Ich war viele Jahre Integrationsbeauftragter im Jüdischen Kulturverein Berlin und kenne die Probleme anderer, vor allem älterer Einwanderer, weiß um ihr jüdisches Selbstbewusstsein und ihre A-Religiosität.

Diese Einwanderungsbewegung war eine besondere mit Hochschul- und Universitätsabsolventen, Großstadtbewohnern, die durch die Reglements der Innenminister bei Zustimmung des Zentralrats der Juden über ganz Deutschland im Quotensystem verteilt worden sind. So entstanden zahlreiche neue jüdische Gemeinden, heute sind es etwa 100, meist russischsprachige. Die Gemeinden wurden als Versammlungsort und kultureller Treff älterer Russischsprachiger wahrgenommen, die sich nach Interessen oder landsmannschaftlich organisierten, Tradition statt Religion leben wollten und trotz hoher Bildung mangels Sprache kaum Anschluss an Deutsche finden. Wichtig sind ihnen die jüdische Gemeinschaft, Kunst, Literatur, Schach, Wissenschaft und lange Debatten.

Wenn ich auf die zwei Jahrzehnte jüdischer Einwanderung nach Deutschland sehe, die 2005 mit dem neuen Einwanderungsgesetz eingetrocknet worden ist, sehe ich eine Erfolgsgeschichte. Wir haben uns zwar unterschiedlich gut sprachlich integriert, in und neben den Gemeinden, das Alter in der Einreisezeit bestimmte zumeist den Grad, alle, wer jung kam oder hier geboren ist, gehört schon zu diesem Land, die Sprache ist die eigene, sie arbeiten und in kennen die Kultur. Für uns Juden ging es darum, uns doppelt einzufinden, im Judentum und im deutschen Umkreis - und viele Möglichkeiten, dies zu erleben. Die Kinder sind wie alle Kinder und haben den Vorteil der Mehrsprachigkeit, kennen sich in Deutschland aus, haben meist Verwandte in der ehemaligen Sowjetunion, in Israel, den USA oder Kanada, vergleichen die Welt und bereichern die Zukunft. Dass Deutschland seine hochqualifizierten Zuwanderer eingangs so wenig geschätzt und eingebunden hat, diese großen Ressourcen verkommen und entwertet worden sind, werde ich nie verstehen.

In meiner langjährigen Tätigkeit habe ich viele Journalisten aus dem In- und Ausland getroffen. Eine

Standardfrage war, weshalb Juden nach Deutschland, ins Land der Mörder gehen. Deutschland, sage ich da, ist neben Israel das einzige Land, das Juden aufnimmt. Oder kennen sie andere? Ihre Frage übersieht, dass das heutige Deutschland ein anderes ist, dass der Antisemitismus verfolgt, dass aufgeklärt wird, auch wenn hier Antisemiten wie anderswo leben. Sie sind unangenehm, ohne Macht, aber der zivile Widerstand ist unübersehbar. Ich denke, es ist wichtig, dass sich in Deutschland ein neues und anderes jüdisches Leben entwickelt. Die nächsten Generationen haben dieses Erbe zu bewahren und zu entwickeln, in, mit, durch und auch außerhalb der Religionsgemeinden.

FRAGEN DES PUBLIKUMS

Anschließend an die Vorträge beantworteten die Referenten Fragen aus dem Publikum. Die erste Frage war, ob Juden in der UdSSR ein „J“ in den Pass gestempelt bekamen wie im nationalsozialistischen Deutschland. Dies geschah zwar nicht, aber das Judentum wurde als Nationalität im Pass vermerkt und dies hatte zur Folge, dass emigrierte Juden aus der UdSSR zunächst keine Mitglieder der deutschen jüdischen Gemeinden werden durften, weil ihr Judentum als nicht halachisch, also gesetzeskonform, galt. Dann wurde nach der Lage der Juden in der Türkei gefragt. Diese galten bis zum Ende des Osmanischen Reiches als „Dhimmi“ (Schutzbefohlene), die gegen Zahlung einer Kopfsteuer ihre Religion ausüben durften. Das Osmanische Reich nahm viele sephardische Juden auf, die 1492 aus Spanien vertrieben wurden. Unter Atatürk wurde der Staat säkularisiert. Obwohl viele aus dem „Dritten Reich“ geflohene Juden aufgenommen wurden und die Beziehungen zwischen der Türkei und Israel bis vor kurzem gut waren, gibt es heute, von islamistischen Strömungen beeinflusst, eine starke Hetzpropaganda gegen Israel, die auch die in der Türkei lebenden Juden einbezieht. So macht z.B. die türkische Zeitung „Hürriyet“ besonders gegen die „Dönme“ Stimmung, Nachkommen einer jüdischen Sekte, die im 18. Jahrhundert zum Islam übertraten. Selbst der türkische Ministerpräsident Erdogan musste bereits seine Genealogie auf mögliche jüdische Vorfahren überprüfen lassen. Dem stehen viele hundert Jahre lange gute Beziehungen zwischen Judentum und Islam gegenüber, so z.B. im „Goldenen Zeitalter“ Andalusiens im 13. Jahrhundert oder zur Zeit der Entstehung des Islams, als Mohammed viel von den Juden lernte. Erwähnt wurde auch die Existenz einer großen Gruppe jüdischer Kurden in Israel, die dort ihre kurdische Sprache und Kultur bewahrt haben und weiterentwickeln. Eine andere Frage bezog sich auf den Unterschied zwischen dem Judentum als Religion und dem Staat Israel. Die Antwort lautete, dass das Judentum eine Einheit von Religion, Glaube und Kultur sei wie sonst vielleicht nur die Kurden; Israel hingegen sei ein Staat mit Bürgern aus allen Religionen. Gefragt wurde auch, ob die starke Einwanderung sowjetischer Juden das jüdische Leben in Israel durcheinanderbringt, z.B. durch den zunehmenden Verkauf von unkoscherem Fleisch. In der Antwort wurde auf die hohe berufliche Qualifikation gerade der Juden aus der UdSSR verwiesen. Schließlich wurde nach der Entstehung und Wichtigkeit der Kleidervorschriften gefragt. Diese spielen hauptsächlich bei ultraorthodoxen und chassidischen Juden eine Rolle, die den Kleiderstil des 17./18. Jahrhunderts in Litauen und Weißrussland, wo diese Gruppen entstanden, konservierten. Zu den Kleidervorschriften gehört auch, dass bei der Herstellung von Textilien bestimmte Fasern wie Wolle und Seide nicht gemischt werden dürfen, es gibt in Israel Schneider, die anderswo gekaufte

Kleidung hierauf überprüfen und falls notwendig umnähen. Die Verwendung der Kippa ist zwar nirgendwo ausdrücklich vorgeschrieben, gilt aber als zu respektierender alter Brauch, der auch bei liberalen Juden in den letzten Jahren eine Renaissance erlebt. An der Farbe der Kippa lässt sich manchmal auch die politische Einstellung ablesen. Auf der Insel Djerba lassen sich Juden und Muslime nur an der Farbe ihres Hosensaums unterscheiden; die orthodoxe Bekleidung der dortigen Juden führt nicht zur Diskriminierung.

6. ABSCHLUSSDISKUSSION

Am 6. Juli 2010 lud der KKH zum Abschluss der Veranstaltungsreihe „Dialog der Religionen“ alle Beteiligten zu einer Diskussion in den Räumen des Bezirksmuseums Kreuzberg ein.

ERÖFFNUNG

Die Veranstaltung wurde vom Vorsitzenden des KKH, Dr. Sükrü Güler, eröffnet. Er verwies darauf, dass die Berührungspunkte zwischen den Religionen nicht nur auf globaler, sondern auch auf lokaler Ebene zunehmen, weil das Umfeld, in dem die Menschen leben, heterogener geworden ist. Damit werde eine Auseinandersetzung mit religiöser und kultureller Andersartigkeit zunehmend notwendig, um Konflikten, die aus unterschiedlicher religiöser Orientierung resultieren, vorzubeugen. Für das friedliche Miteinander der verschiedenen Religionsgemeinschaften in unserer Gesellschaft seien Kenntnisse über die religiösen Bräuche, Grundlagen und Traditionen der Anderen notwendig. Auch die Kurden, ein Volk von über 40 Millionen Angehörigen, das sprachlich und auch religiös getrennt sei, kämpften für die Anerkennung ihrer Kultur und Sprache, die sie in einigen Teilen ihres Siedlungsgebiets bis heute nur eingeschränkt sprechen dürften. Kenntnisse über Kultur und Religion der Anderen seien eine Hilfe, um deren Erfahrungen objektiv zu betrachten und verstehen zu können. Der KKH wolle mit seiner Reihe einen Beitrag hierzu leisten.

Begrüßung durch Berliner Politiker

Anschließend wurde eine Grußbotschaft des Berliner Innensenators, Dr. Ehrhart Körting, verlesen. Körting ging auf die Frage ein, welche Rolle die Religion bei Konflikten zwischen Mehrheitsgesellschaft und Migranten spielt. Es gebe zwar weder den typischen Migranten noch eine homogene Mehrheitsgesellschaft, trotzdem müsse gefragt werden, wie ein in weiten Teilen religiös bestimmtes Leben verschiedener Kulturen in Deutschland möglich sei und welche Hindernisse man hierfür überwinden müsse. Religion sei ein Thema, das die Menschen wie nur wenige andere polarisiere: Für den Einen sei sie friedensstiftend, für den Anderen Ursache von Kriegen, für den Einen rückwärtsgewandt, für den Anderen die richtige Antwort gerade auf die Probleme der heutigen Zeit, für den Einen spalte sie die Menschen, für den Anderen sei sie ein zwischenmenschliches Bindeglied. Bei so vielen verschiedenen Meinungen stelle sich die Frage, wie man trotzdem zu einer friedlichen Koexistenz kommen könne. Er verwies darauf, dass, obwohl individuelle und kollektive, positive wie negative Religionsfreiheit durch das Grundgesetz geschützt seien, weite Teile der Gesellschaft ihre vernunftgeleitete Wahrheit für die einzig richtige hielten und religiöse Lebensentwürfe nur als kulturelle Besonderheit, aber nicht als alternative Wahrheit, mit der eine Auseinandersetzung möglich ist, akzeptiert würden. Man müsse aber nicht alles gut finden, was das Grundgesetz erlaube, und könne nicht alles gesetzlich verbieten, was unerwünscht sei. Ein gleichberechtigter Dialog mit den Religionen sei aber eine Schlüsselfrage für den friedlichen Zusammenhalt der Gesellschaft, und wer Menschen aufgrund ihrer religiösen Lebensweise ausgrenze, riskiere, dass diese sich in ihre eigene Welt zurückziehen und dort radikalisieren. Die eigenen Werte würden umso stärker verteidigt, je mehr man sich von Anderen bedroht fühle. Deshalb sei es für eine vorurteilsfreie Öffnung notwendig, sich in die Lage der „Anderen“ hineinzuversetzen und Verständnis für deren Ansichten und Perspektiven auf die Gesellschaft aufzubringen. Dies sei keine leichte Aufgabe, gerade diese Veranstaltungsreihe zeige aber, dass es möglich, wichtig und notwendig sei, direkt und nicht nur über die Medien miteinander zu kommunizieren. Körting bedankte sich hierfür ausdrücklich und wünschte dem KKH weiterhin viel Erfolg bei dieser Arbeit.

Danach hatte der Kreuzberger Bezirksbürgermeister Franz Schulz das Wort. Er betonte die Wichtigkeit des Gesprächs miteinander, die Veranstaltungsreihe sei hierfür ein Anfang. Die Religionen seien aber nicht gleichberechtigt, wie der Begriff „Multireligiosität“ suggeriere: das Staatsverständnis basiere auf christlichen Werten, besonders die evangelische und katholische Staatskirche würden bevorzugt. Seine Fragen und Erwartungen an den interreligiösen Dialog seien: Erstens: Welche Folgen hat der Dialog für die Gleichbehandlung anderer Religionen mit dem staatskirchlichen Christentum? Zweitens: In einem säkularen Staat sei Religionsfreiheit die Freiheit von und für Religion. Das Verhältnis von individuellen Rechten und staatlichen Eingriffen sowie das Verhältnis der Religionen untereinander und zum Staat solle thematisiert werden. Er hoffe, dass die Veranstaltung hierzu Denkanstöße geben könne.

Anschließend sprach der Integrationsbeauftragte des Berliner Senats, Günter Piening. Er begann mit der Frage, warum der Integrations- und nicht der Religionsbeauftragte des Senats an der Veranstaltung teilnähme. Der Grund dafür sei, dass es beim interreligiösen Dialog oft weniger um Religion, sondern um die Bedeutung des Islams bei der Integration und seine Rolle in der Gesellschaft gehe. Die Einwanderung habe die religiöse Landkarte Deutschlands verändert. Es gebe heute nicht nur mehrere Millionen Muslime, sondern auch eine zunehmende Zahl von Juden, eine Million orthodoxe Christen, geschätzt 100 000 Hindus und 160000 Buddhisten in Deutschland. Gerade eingewanderte Religionen benötigten Aushandlungsprozesse, um ihren Platz in der Gesellschaft zu finden, ein interreligiöses Gespräch sei auch zwischen Katholiken und Protestanten notwendig, Anlass für die Integrationspläne sei aber die Integration des Islam. Piening formulierte dann am Beispiel des Islams seine Fragen und Wünsche an die Debatte: Erstens: Religion sei oft

ein Platzhalter für andere Fragen, in vielen Stellungnahmen könne man die Begriffe „Ausländer“, „Türke“ und „Muslim“, die alle ein Synonym für „Fremder“ seien, austauschen, obwohl sie z.B. auf die Kurden meist gar nicht zuträfen. Eine Zuspitzung hiervon seien die rassistischen Thesen Thilo Sarrazins, der Türken, Araber und Muslime als Problemgruppen gleichsetze. Zweitens werde die Religion politisch instrumentalisiert, nicht nur im Verhältnis von Islam und Christentum, sondern auch z.B. zwischen Islam und Hinduismus im Konflikt zwischen Indien und Pakistan. Wichtig sei ein differenziertes Herangehen, z.B. gebe es zwischen Sunniten und Alewiten eine innerislamische Vielfalt. In der Vielfalt müsse es aber auch Gemeinsamkeit geben. Als positives Beispiel erwähnte Piening die „Moabiter Erklärung“, ein von Christen, Muslimen und Juden gemeinsam verfasstes 10-Punkte-Papier zum Umgang miteinander und zur Entwicklung des Stadtteils. Piening gab zu bedenken, dass alle drei monotheistischen Religionen, Christen, Juden und Muslime, in Europa zugewandert seien.. Auch sei religiöse Verfolgung, wie bei Alewiten und Eziden, manchmal der Grund für Migration. Diese mache dann eine unbehinderte Religionsausübung erst möglich. Die Anerkennung von Religionsgemeinschaften benötige aber Zeit. Das deutsche Staatskirchenrecht sei hierbei hinderlich. Zum Schluss verwies Piening darauf, dass sich auch christliche Zuwanderer eigene religiöse Strukturen schaffen, wie die Gründung und das Wachstum afrikanischer Freikirchen in Deutschland zeigten.

GRUßBOTSCHAFT ERHARDT KÖRTING ZUR VERANSTALTUNG DES KURDISTAN KULTUR- UND HILFSVEREIN E.V. „DIALOG DER RELIGIONEN“ AM 6. JULI 2010

Sehr geehrte Damen und Herren,

die heutige Veranstaltung trägt den Titel „Dialog der Religionen“. Sie bildet den Abschluss einer Serie von Veranstaltungen, die das Ziel hatten, Kenntnis und Verständnis der Religionen zu fördern, Chancen des interreligiösen Dialogs aufzuzeigen und die Verantwortung von Religionen in der heutigen Zeit zu unterstreichen. Den Auftakt bildete eine Veranstaltung über das Ezidentum, dem vielleicht der eine oder andere von Ihnen angehört.
In Ihrer Einladung stellen Sie die Frage, welche Rolle Religion bei Konflikten zwischen Migranten und Mehrheitsgesellschaft spielt. Es gibt natürlich weder DEN Migranten, noch DIE Mehrheitsgesellschaft. Doch es stellt sich in der Tat zunehmend die Frage, wie und in welchen Formen ein friedliches, in weiten Teilen religiös bestimmtes Leben verschiedener Kulturen in Deutschland möglich ist und welche Hindernisse wir überwinden müssen.
Eines steht fest: Es gibt kaum ein Thema, das so stark emotionalisiert und polarisiert wie die Religion. Die Wahrscheinlichkeit, jemanden zu treffen, der keine Meinung dazu hat, ist verschwindend gering. Für den einen ist Religion ein Spalter, für den anderen ist sie das Bindeglied, das Verschiedenheit zusammenhält. Den einen verunsichert sie, dem anderen gibt sie Sicherheit und Schutz. Für den einen ist Religion rückwärtsgewandt, nicht zeitgemäß und altmodisch. Für den anderen ist gerade sie die Antwort auf die moderne Zeit. Sie ist für den einen die Ursache allen Übels, der Grund für Gewalt, Leid und Kriege. Für die den anderen ist Religion das, was den Menschen Frieden bringt. Was den einen empört, verteidigt der andere.
Doch wie kann man trotz dieser scheinbar unüberwindbaren Gräben und Fronten zu einer friedlichen Koexistenz kommen?

Die Bundesrepublik Deutschland ist dem Grundgesetz nach gegenüber den Religionen ein neutraler Staat. In unserem Land sind die individuelle, kollektive sowie die positive und

negative Religionsfreiheit durch das Grundgesetz geschützt. In weiten Teilen der Gesellschaft ist die Betrachtungsweise jedoch eine andere: Wir halten unsere vernunftgeleitete Wahrheit für die einzig gültige und akzeptieren die religiöse Auffassung von anderen nicht als denkbare Wahrheit, mit der man sich auseinandersetzen kann. Religiöse Lebensentwürfe und Verhaltensweisen tolerieren wir weitestgehend nur als kulturelle Besonderheiten. Wir finden Multikulti gut, Multireligiösität nehmen wir dagegen nicht ernst und lehnen sie teilweise sogar ab. Toleranz gegenüber und ein gleichberechtigter Dialog mit den Religionen ist jedoch eine Schlüsselfrage für den friedlichen Zusammenhalt in unserer Gesellschaft. Wir müssen akzeptieren, dass wir nicht alles, was unser Grundgesetz erlaubt, gut finden müssen, und dass nicht alles, was unerwünscht ist, gesetzlich verboten werden darf. Wenn wir Menschen aufgrund ihrer religiösen Lebensweise ausgrenzen, riskieren wir, dass sie sich in ihre eigene Welt zurückziehen, sich abschotten und sich radikalisieren. Das können wir uns nicht leisten.

Kulturen und Menschen verteidigen Werte, die ihnen wichtig sind, und sie tun es umso mehr, je stärker sie diese von „Anderen“ bedroht sehen. Es liegt in der Verantwortung der Politik, der Religionsvertreter, der Zivilgesellschaft, jedes Einzelnen von uns, für ein friedliches Miteinander zu werben. Damit wir in der Lage sind, uns vorurteilsfrei zu öffnen, sollten wir immer einmal wieder Perspektivwechsel wagen und uns in die Lage der „Anderen“ versetzen. Denn nur wenn wir erfahren, wie die jeweils „Anderen“ ihre Lebensentwürfe gestalten und einbringen wollen, können die unterschiedlichen sozialen, kulturellen und religiösen Aspekte des Miteinanders verstanden und diskutiert werden. Dies ist keine leichte Aufgabe und wird dadurch erschwert, dass das Bild des „Anderen“ durch plakative, sprachlich negativ belegte Schlagzeilen bestimmt wird. Unmöglich ist es deshalb aber nicht.

Um nicht nur über die Medien voneinander zu erfahren, sind Veranstaltungen wie diese sehr wichtig und wertvoll. Hier begegnen sich Menschen, lernen einander kennen, sprechen mit- und nicht übereinander und diskutieren – auch über strittige Fragen. Trotz aller technologischen Fortschritte bleibt die persönliche Begegnung eines der wichtigsten Instrumente, um Toleranz, Akzeptanz und Vertrauen zu schaffen und ein friedliches Zusammenlebens in einer multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft zu sichern. Ihr Verein leistet hier einen wichtigen Beitrag. Dafür danke ich Ihnen und wünsche Ihnen für Ihre Arbeit weiterhin viel Erfolg!

DISKUSSION

Nach einer kurzen Pause begann die Abschlussdiskussion. Sie wurde von Adir Tekin vom KKH moderiert. Auf dem Podium waren Chaukeddin Issa vom Ezidischen Forum Oldenburg, Amir Mohammed Herzog von der Islamischen Gemeinschaft deutschsprachiger Muslime, der alewitische Mediengestalter Musa Akbaba, der armenische Sprachwissenschaftler Dr. Gerayer Koutcharian, und die Soziologin Dr. Irene Runge, frühere Vorsitzende des Jüdischen Kulturvereins. Die erste Frage, die Tekin den Anwesenden stellte, war, was ein interreligiöser Dialog sei und wer ihn führen solle. Frau Runge antwortete, dass Religion immer auch Kultur und Lebensweise einbeziehe. Der Dialog solle sich auf diese „irdischen" Dinge konzentrieren, weil die Frage, welcher Gott der Richtige sei, im Rahmen eines Gesprächs nicht geklärt werden könne. Auch Akbaba betonte, dass religiöse Inhalte Privatsache seien. Sinnvoll sei es, über Probleme gemeinsam zu sprechen, die ihre Wurzeln eher im sozialen oder Bildungsbereich hätten.

Die nächste Frage war, ob einer der Teilnehmer schon einmal religiöse Diskriminierung erfahren habe. Musa Akbaba bejahte diese Frage, er habe als Alewit die Erfahrung gemacht, von Muslimen diskriminiert worden zu sein. Chaukeddin Issa führte das Fehlen religiöser Konflikte in Deutschland auf die Demokratie zurück, sehr viele Konflikte im Nahen Osten, z.B. im Irak oder zwischen Israel und Palästina, hätten aber religiöse Wurzeln. Seiner persönlichen Meinung nach sei der Wunsch nach Missionierung der Anderen hierfür die Ursache. Koutcharian verwies darauf, dass es zwischen Religionsführern keinen Dialog gebe. Er selbst nehme zum ersten Mal an einem Dialog teil und begrüße die gebotene Möglichkeit, andere Religionen kennenzulernen, sehr. Herzog sagte dann, dass in der Diskussion vieles durcheinandergebracht werde. So sei der Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern kein Religionskrieg, weil es auch palästinensische Christen gebe. In Deutschland, und besonders hier, werde immer der Islam als Problem gesehen. Dieser habe den Kommunismus als Feindbild abgelöst. Er selbst sei mit seiner Gemeinschaft in einem „interkulturellen Zentrum" untergebracht, obwohl er und die meisten anderen Mitglieder deutscher Herkunft seien. Jedes Mal wenn es Probleme mit Muslimen gäbe, erhalte er Anrufe „Muslime geht nach Hause!" Wenn er sich dann als geborener Deutscher vorstelle, werde er als Verräter bezeichnet. Weil der Islam die letzte Offenbarungsreligion sei, fordere er als einziger zum Dialog mit allen anderen Religionen auf. Vieles, was Muslime täten, sei aber keine Religion. So hätten ihm islamische Freunde von der Teilnahme an Veranstaltungen des KKH abgeraten. Wichtig sei, dass der Dialog, nicht zur Mission werden dürfe.

Tekin griff die Erwähnung des Islams auf und fragte nach Erfahrungen von Islamophobie: Ob Muslime schnell zu Schuldigen an Missständen gemacht würden, ferner, ob der Islam die einzige Religion ist, die zum Dialog auffordert. Issa verwies darauf, dass andere Religionen friedlich seien, so dürfe ein Ezide nicht einmal eine Waffe tragen. Herzog habe über die Zeit Mohammeds gesprochen, dessen Nachfolger hätten aber alles auf den Kopf gestellt und ihn falsch interpretiert. Die nichtchristlichen und vorislamischen Kurden seien von Muslimen zwangsislamisiert oder massakriert worden. Allein gegen die Eziden hätten die islamischen Osmanen 72 Kriege geführt, die Kriege anderer Muslime seien hier gar nicht mitgezählt. Auch spräche Herzog als

Europäer. Im Irak würden muslimische Gewalttaten an Christen, Juden und Eziden verübt. In Syrien dürfe ein Nichtmuslim kein Abitur machen, hierfür sei die Teilnahme am muslimischen Religionsunterricht Pflicht. Der wahre Islam solle Liebe sein, diese werde aber nicht umgesetzt. Irene Runge bezeichnete es als problematisch, auf diese Art mit wechselseitigen Vorwürfen einen Dialog zu führen. Man müsse verschiedene Ebenen auseinanderhalten: den Glauben, das dazugehörige Ritual, die Einwirkung auf die Gemeinden und die Einwirkung auf die Gesellschaft. Das Problem sei der theologische Dialog, den z.B. orthodoxe Juden überhaupt nicht führen. Diese hätten aber in der Lebenspraxis, wie z.B. in London zu beobachten sei, viele Gemeinsamkeiten und ein gutes Verhältnis mit orthodoxen Muslimen. Es gebe auch einen Riss innerhalb der Religionen, zwischen säkularen und orthodoxen Kräften, aber auch zwischen Männern und Frauen. Säkulare Türken aus ihrem Bekanntenkreis kennen oft die islamischen Feiertage gar nicht, Juden, die gegen die israelische Politik opponierten, würden geschnitten. Weil Juden und Muslime in Deutschland getrennt voneinander lebten, gebe es wenige Möglichkeiten zum Dialog. Auch seien die großen deutschen Kirchen meist nicht präsent. Koutcharian fragte, warum sich die islamischen Führer nicht eindeutig und öffentlich vom Terrorismus distanzieren. Herzog verwies darauf, dass der Zentralrat der Muslime und der Islamrat zu islamistischem Terror Stellung bezogen und sich davon distanziert hätten, dies sei aber von den Medien nie bekanntgegeben worden. Auch die Stellungnahmen seines Vereins seien nicht veröffentlicht worden. Er veranstalte seit acht Jahren ein interreligiöses Friedensgebet, darüber berichtet werde kaum. Medial interessant sei nur Gewalt. Auch die politische Abhängigkeit vieler islamischer Gemeinden spiele eine Rolle. Irene Runge bezeichnete es als falsch, die Fehler bei den Medien zu suchen. Berichte in den Medien veränderten nichts, es müsse gefragt werden, wozu man den Dialog brauche. Es gehe nicht nur um Religion, sondern um Kultur, denn Islam, Christentum und Judentum seien ganzheitliche Lebensentwürfe, deren Ähnlichkeit z.B. bei der Heiratsvermittlung sichtbar sei. Religion finde in Gemeinden und Gottesdiensten statt und sei privat und kein Gegenstand des öffentlichen Interesses. Eine Migrantenquote in der Politik würde religiöse Lebensentwürfe besser sichtbar machen.

Tekins nächste Frage war, wozu der Dialog geführt werden solle. Akbaba antwortete, er wolle in diesem Dialog von Mohammed Herzog zum Einen erfahren, wie Muslime Alewiten sehen und welche Vorwürfe sie gegen die Alewiten erheben.. Zweitens wolle er wissen, wie ein Muslim die Scharia in Deutschland leben wolle, besonders mit Blick auf die Rolle der Frau oder die Homosexualität. Herzog verwies darauf, dass er mehrere Veranstaltungen mit Alewiten ausgerichtet habe. Diese seien für ihn gläubige Menschen, ob sie Muslime seien, müsse jeder selbst entscheiden.. Weil die Alewiten aber die „fünf Säulen“ des Islam wie tägliches Gebet, Fasten etc. nicht akzeptierten, seien sie nach den üblichen Kriterien keine Muslime. In Deutschland habe das Grundgesetz vor der Scharia Vorrang, und wer dies nicht anerkenne, solle emigrieren. Akbaba wies diese Aufforderung zurück: Darin sei die Annahme enthalten, „Muslime“ seien als „Türken“ in Deutschland eingewandert, beides treffe aber auf ihn, Akbaba, nicht zu. Er fragte Herzog dann noch einmal nach dem Verhältnis der Scharia zum Grundgesetz. Herzog antwortete, dass die Scharia zurzeit nicht gültig sei, weil es keinen islamischen Staat gebe, im islamischen Staat müssten die Muslime gefragt werden. Akbaba wiederholte seine Frage nach dem Verhältnis von Scharia und Grundgesetz und der Lage von Frauen und Homosexuellen im Islam noch einmal. Herzogs Verweis auf die Befreiung der Frau durch den Islam konterte Akbaba mit der Feststellung, dass die Frau dort vielmehr aus der Öffentlichkeit ausgesperrt werde. Frau Runge meinte, dass Herzogs Ansichten nicht repräsentativ sein könnten. Auf einer Tagung mit islamischen Frauen habe sie festgestellt, dass dort untereinander sehr intensiv über die Scharia und ihre Geltung diskutiert wurde.

Tekin wiederholte seine Frage, wozu der Dialog geführt werden solle, noch einmal. Issa wies darauf hin, dass ein Dialog nur erfolgreich sein könne, wenn man die Inhalte der Religionen kenne. Werde das Ezidentum als Glaube nicht akzeptiert, so sei kein Dialog möglich. Auch sei der Islam nicht die einzige Religion, die den Dialog suche, das Ezidentum, das er als „kurdische Religion“ bezeichnete, erkenne z.B. alle anderen Religionen an. Herzog antwortete, er sei missverstanden worden: Die Muslime seien die einzige Religionsgemeinschaft, die immer zum Dialog aufgefordert werde. Irene Runge fragte, wie das Ezidentum als Religion akzeptiert werden solle. Was bedeute Akzeptanz handlungspraktisch? Wo beherrsche Fundamentalismus das Leben, gebe es einen europäischen oder liberalen Islam? Issa antwortete, ein Dialog mit Anerkennung des Anderen sei ein Zeichen für Akzeptanz. Die armenischen Christen hätten die Eziden akzeptiert, die Muslime aber nicht, mit Ausnahme Massud Barzanis, der die Anerkennung der Eziden als eigenständige Religion in der irakischen Verfassung durchgesetzt habe. Irene Runge stellte fest, dass die Kurden, die sie persönlich kennt, politisiert und religiös neutral seien. Akbaba zeigte den Weg zur gesellschaftlichen Akzeptanz am Beispiel der Alewiten auf: Auf die Gründung einzelner Vereine folgte die Gründung eines Dachverbands, dieser ist mit einer eigenständigen Position Mitglied der Islamkonferenz, was Frau Runge zur Frage veranlasste, warum die Alewiten als Nichtmuslime an der Islamkonferenz teilnehmen wollten? Wieweit seien Vereine überhaupt notwendig und wer vertrete z.B. die Juden?

Tekin stellte fest, dass es schwer zu definieren sei, wozu ein Dialog geführt werden solle und versuchte, die Diskussion wieder auf diese Frage zu lenken. Koutcharian fragte, wer mit wem einen Dialog führen könne. Die Armenier der Türkei könnten mit den Türken dort keinen Dialog führen, weil Armenier dort nicht akzeptiert würden. In Deutschland sei eine gegenseitige Akzeptanz aber möglich, er selbst habe bei den Veranstaltungen viel über Alewiten und Eziden erfahren. Issa erklärte den Abbau von Vorurteilen zum wichtigsten Ziel des Dialogs. Akbaba meinte, Dialog sei nicht nur „Friede-Freude-Eierkuchen“ und dürfe unangenehme Dinge nicht aussparen: Nicht alle Religionen seien friedlich, der Islam und andere Religionen benötigten ein „Update“, um in die heutige Gesellschaft zu passen.

Zuletzt kam das Publikum mit Fragen und Anmerkungen zu Wort.
Ein Zuhörer stellte fest, dass der interreligiöse Dialog am besten funktioniere, wenn er gar nicht beabsichtigt sei. Er nannte zwei Beispiele: Das Alewitische Zentrum in der Waldemarstraße habe einen offenen Cem (Gottesdienst) in deutscher Sprache angeboten, um mit Deutschen ins Gespräch zu kommen. Es kamen kaum Deutsche, aber Türken, darunter viele Frauen, die ihre Vorurteile über die Alewiten überprüfen wollten. In Gesprächen, die auf Deutsch geführt wurden, konnten diese Vorurteile weitgehend abgebaut werden. Das zweite Beispiel war eine Ausstellung des Bezirksmuseums über islamische Kalligraphie. Hierfür interessierten sich nur wenige Christen, aber sehr viele türkische Koranschüler, die die in türkischer Sprache, aber arabischer Schrift verfassten Kalligraphien zwar verstehen, aber nicht lesen konnten. Eine Gruppe arabischer Schüler las ihnen die Kalligraphien in türkischer Sprache vor. So gelang es, Berührungsängste zwischen Türken und Arabern abzubauen. Weil die „Islamische Föderation“ die Ausstellung mit organisierte, musste diese aber geschlossen werden. Beeindruckt habe den Zuhörer auch, dass der kurdisch-deutsche Politiker Riza Baran sich auf der Veranstaltung über die armenischen Christen für die von Kurden an Armeniern begangenen Verbrechen entschuldigt habe. Schließlich erwähnte er, dass Jugendliche aus dem Berliner Umland, wo es kaum Muslime gibt, bei Führungen oft angstvoll reagieren, wenn die Führerin z.B. ein Kopftuch trägt.
Tessa Hofmann meinte, der Titel „Dialog der Religionen“ sei irreführend, weil Religionsgemeinschaften aus dem Nahen Osten und besonders aus der Türkei eingeladen worden seien. Dabei müsse berücksichtigt werden, dass minoritäre Religionen in der Türkei Opfer

schwerster ethnischer Gewalt geworden seien, die bis heute sowohl in der Türkei als auch hier ein Tabu sei. Diese Gewalterfahrungen wirkten unterschwellig auf den interreligiösen Dialog ein. Sie forderte die öffentlichen Institutionen auf, an diesem Punkt auf türkische Organisationen einzuwirken. Akbaba meinte, dieses Problem werde sich auf dem Podium nicht lösen lassen.
Ein Zuhörer verwies darauf, dass auch christlich geprägte Menschen Vorurteile hätten. Er habe z.B. eine polnische Frau und stelle bei vielen Deutschen Vorurteile gegen Polen fest, einem Bekannten, dessen Frau Schiitin sei, gehe es ähnlich. Der Dialog müsse auch die Vorurteile der Mehrheitsgesellschaft thematisieren. Einen Grund für Vorurteile sah er in der Aufwertung des eigenen Selbstbildes durch Herabsetzung anderer.

SCHLUSSRUNDE

Die letzte Frage des Diskussionsleiters lautete: Was tut jeder persönlich für den interreligiösen Dialog?

Zuerst antwortete Koutcharian, dass er nicht als Vertreter einer armenischen Gemeinde, sondern als Privatperson spreche. Der an die Armenier gerichtete Vorwurf, sie kapselten sich von anderen Migrantenorganisationen ab, sei unberechtigt, weil sich die Armenier in einer anderen Situation als die übrigen Migranten aus der Türkei befänden. Sie hätten im Genozid des Osmanischen Reiches 1915-1918 ihre Heimat verloren. Der deutsche Staat solle Informationen hierüber im Schulunterricht verbreiten, dies werde aber zurzeit nur im Land Brandenburg geleistet. Die Bundesregierung wolle die Aufarbeitung des Geschehens ausschließlich Armenien und der Türkei überlassen, obwohl die interstaatlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern im April 2010 beendet wurden, weil die Türkei dort getroffene Zusagen nicht einhielt. Die meisten Armenier erwarten von der Türkei die Bereitschaft, die Verbrechen der Vergangenheit zu bereuen. Weil diese Verbrechen von Muslimen an Nichtmuslimen begangen wurden, haben sie trotz ihrer primär nationalistischen Motivation eine religiöse Komponente. Die Armenier erwarteten von Vertretern der sunnitischen Muslime in Deutschland ein offenes Wort zu diesem Thema und würden es begrüßen, wenn die alewitische Gemeinschaft hier mit gutem Beispiel vorangehen würde. Dies würde den Armeniern helfen, in einen echten Dialog mit den Religionen zu kommen, die heute in ihrem historischen Siedlungsgebiet beheimatet sind. Mohammed Herzog, der seit 33 Jahren im interreligiösen Dialog aktiv ist, versprach Koutcharian, ihn an diesem Punkt zu unterstützen. Irene Runge verwies auf eine Erklärung des Jüdischen Kulturvereins gegen Islamophobie nach den Anschlägen des 11. September. Sie selbst nehme am Migrationsrat teil und habe viele Kontakte zu Muslimen, Kurden, auch zu DITIB und der Islamischen Föderation.
Chaukeddin Issa verwies zunächst darauf, dass nur die ezidische Gemeinde in Oldenburg politisch unabhängig sei. Dort seien katholische und evangelische Christen bereits im Versammlungshaus der Eziden zu Gast gewesen. Muslime besuchten die Eziden jedoch nur selten und wenn, dann aus kurdisch-nationalen Motiven. Musa Akbaba verwies zum Schluss auf sein Engagement in alewitischen Organisationen,, in denen er aber eine Außenseiterposition einnehme, weil er das Türkentum und den Islam anders bewerte als die Mehrheit der Mitglieder. Er knüpfe viele Kontakte

mit alewitischen Jugendlichen und versuche, Alewiten, die sich primär als Türken oder Muslime definieren, über das Alewitentum aufzuklären. Die alewitische Bevölkerung habe sich bisher aufgrund der türkischen Beeinflussung nicht objektiv informieren können. Er engagiere sich für Alewiten, die ihre religiösen Werte mit der modernen Zeit harmonisieren wollten, und suche auch den Dialog mit anderen Religionen wie z.B. Armeniern und Juden.

Mit dem einhelligen Eindruck, auf den Veranstaltungen viel Neues kennengelernt und spannende Diskussionen geführt zu haben, verabschiedeten sich die Teilnehmer voneinander.

RESÜMEE

Alle an den Veranstaltungen Beteiligten werteten die Möglichkeit der Aussprache mit Angehörigen anderer Religionen als positiv. Neben dem genaueren Kennenlernen wurde deutlich, dass es zu vielen Themen unterschiedliche Sichtweisen gibt. Dies beginnt mit der Einschätzung der religiösen Liberalität in Deutschland: Für Angehörige von Religionen, die in ihrer Ursprungsregion Naher Osten verfolgt und diskriminiert werden, wie besonders die Eziden bedeutet die deutsche Religionsfreiheit einen qualitativen Sprung in der Ausübung ihres Glaubens. Die sunnitischen Muslime bejahen die Religionsfreiheit, leiden aber unter einer häufig verzerrenden Berichterstattung und, besonders seit dem 11. September, pauschalen Verdächtigungen von Seiten der Mehrheitsgesellschaft. Die Vertreter der kleineren Religionen (Eziden, Alewiten, armenische Christen) beklagten demgegenüber die Fortexistenz diskriminierender Vorstellungen ihnen gegenüber auch bei Migranten, die durch gelegentliche Berichte in den großen Medien noch verstärkt werden. Armenier und Juden leiden außerdem bis heute an den Folgen der an ihnen verübten Genozide.

Die Spannung zwischen der vom Grundgesetz gedeckten Religionsfreiheit und der Anerkennung absoluter religiöser Wahrheitsansprüche thematisierte Innensenator Körting in seinem Grußwort. Besonders ein Vertreter der Armenier verlangte von der Politik klarere Aussagen und Initiativen für die Anerkennung des an ihnen verübten Genozids. Dies würde auch das Verhältnis der Armenier zu den anderen Migranten verbessern. Vertreter der Sunniten formulierten ihre Wünsche vor allem an die Medien: Eine Berichterstattung unter der Devise „bad news are good news“ leistet Vorurteilen Vorschub, demgegenüber sollte mehr über die kritische Diskussion der eigenen Traditionen in der islamischen Welt berichtet werden.

Vertreter der Eziden, Sunniten und Alewiten beklagten zum Teil massive politische Einflussnahme auf ihre religiösen Inhalte, die einen Dialog erschwere; Sunniten nannten hier den islamistischen Terror als Beispiel, Alewiten die Versuche des türkischen Staats, ihre Religionsgemeinschaft zu vereinnahmen.

Auch interne Konflikte in den Religionsgemeinschaften wurden deutlich: So leiden alewitische und ezidische Jugendliche häufig unter doppelter Ausgrenzung durch die Mehrheitsgesellschaft und andere Migranten. Von den religiösen Organisationen der jüdischen Gemeinschaft werden Menschen aus der früheren Sowjetunion oft nicht als vollwertige Glieder akzeptiert; Kritiker der israelischen Palästina-Politik werden ausgegrenzt. Die Bewahrung der eigenen Identität unter den Bedingungen einer offenen Gesellschaft ist vor allem für kleinere Gemeinschaften wie Eziden oder armenische Christen eine Herausforderung.

Positive Beispiele des Abbaus von Vorurteilen durch Begegnung ereigneten sich oft ohne vorherige Planung: so zwischen türkische Sunniten und Alewiten aus Anlass einer offenen Cem-Zeremonie oder von nationalen Vorurteilen zwischen Türken und Arabern aus Anlass einer Ausstellung über islamische Kalligraphie.

Die Zukunft des interreligiösen Dialogs könnte im Aufbau von Beziehungen zwischen aktiven Gemeindegliedern und Gruppen vor Ort gesucht werden. Dies schlägt auch ein im Jahr 2006 erschienenes Papier der EKD (Evangelische Kirche Deutschlands) für den evangelisch-islamischen Dialog vor. Der Abbau von Vorurteilen und Spannungen setzt besseres Kennenlernen voraus und dies kann die Basis für Zusammenarbeit schaffen. Diese Erkenntnis haben die Teilnehmer und Organisatoren der Veranstaltungsreihe gemacht.